

NEU



JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Karawane der Dschinns

Frankreich F 5,50 / Italien L 1400 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 110



Karawane der Dschinns

John Sinclair Nr. 371

von Jason Dark

erschienen am 13.08.1985

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Karawane der Dschinns

Bei Regen und feuchter Straße soll man Abstand halten! Daran dachte ich an diesem Morgen auch, als ich auf der Fahrt von meiner Wohnung zum Büro war. Die Umleitung mußte ich nehmen, weil irgendwo Frostschäden ausgebessert wurden. Es kam zu Staus.

Plötzlich stoppte vor mir ein Lastwagen.

Reaktionsschnell trat ich auf die Bremse. Mit seinen Regenreifen kam der Bentley sofort zum Stehen. Urplötzlich wurden die beiden Türhälften des Lasters aufgestoßen. Ich sah sie wie zwei Flügel auf mich zukommen, doch sie berührten mich nicht. Der Kerl war gleich darauf an der offenen Ladefläche zu sehen. Durch die Frontscheibe des Bentley starrte er mich an und sprang.

Der ist wahnsinnig, dachte ich noch, dann hörte ich schon den dumpfen Klang, als der Typ mit beiden Beinen auf der Motorhaube meines Autos landete.

Okay, der Wagen war alt. Keiner wird jünger, auch ein Auto nicht. Aber das war noch lange kein Grund, ihn zu malträtieren.

Dagegen hatte ich etwas.

Ich stieß den Wagenschlag an meiner Seite auf und sprang aus dem Fahrzeug.

Der Typ war von der feuchten Motorhaube gerutscht und stand zwischen dem Kühlergrill des Bentleys und der Hecktürenklappe des Lastwagens. Schimpfend lief ich auf ihn zu. »Was fällt Ihnen eigentlich ein!« fuhr ich ihn an. »Sind Sie eigentlich von allen guten Geistern verlassen?«

Das mußte er sein. Ich jedenfalls hätte nach einer solchen Attacke nicht gegrinst. Er tat es, und ich kam mir vor, als würde er mich zudem noch auslachen.

Ich warf keinen Blick auf die Motorhaube, sondern wollte mir den Knaben vornehmen. Ohne Grund tat man so etwas nicht. Und deshalb war auch mein Mißtrauen erwacht.

Der Mann war dunkelhaarig, besaß einen braunen Teint, trug einen ebenfalls dunklen Anzug und hielt plötzlich ein Messer in der Hand. Der Griff war in seiner Faust verborgen gewesen, und auf einen Knopfdruck hin schoß die Klinge plötzlich vor.

Fast wäre ich gegen die Spitze gelaufen. Im letzten Augenblick konnte ich stoppen, schielte nach unten und sah den blitzenden Reflex dicht über meiner Gürtelschnalle.

Ich nahm diese Person durchaus ernst. Wer es fertigbrachte, im morgendlichen Berufsverkehr einen Wagen anzuhalten und dessen Fahrer mit dem Messer zu bedrohen, der schaffte noch ganz andere Dinge, und dem würde es wahrscheinlich auch nichts ausmachen, seinem Feind die Messerklinge in den Leib zu stoßen.

Deshalb blieb ich stehen. Mein Blick traf die dunklen Augen des Mannes. Ich erkannte, daß die Brauen ebenso schwarz waren und über der Nasenwurzel schräg aufeinander zuwuchsen.

»Was soll das?« fragte ich ihn.

»Einsteigen.« Der Kerl deutete mit seiner freien Hand nach links, wo der Wagen mit der offenen Ladetür stand.

Die beiden Hälften waren wieder zugefallen. Allerdings nicht völlig, denn zwischen ihnen klemmte etwas Rundes, das ich sehr genau kannte.

Es war eine Mündung.

Und zwar die einer Maschinenpistole. Zu sagen brauchte der andere nichts mehr, die drohende Mündung sprach für sich.

Dennoch wollte ich es ihm nicht zu leicht machen und fragte: »Was

soll ich?«
»Einsteigen.«
»In den Lkw?«
»Ja.«
»Und dann?«
Seine dunklen Augen bekamen einen harten Glanz. »Steig ein!«
Nun ja, wenn man so überzeugende Argumente gegen sich hat, bleibt einem wohl nichts anderes übrig. Ich hob die Schultern und drehte mich so, daß ich der Kühlerfront meines Bentleys den Rücken zudrehte.
Im Innern des Lkw mußte man bemerkt haben, was von der Ladefläche passierte. Der rechte Türflügel wurde aufgedrückt. Links stand jetzt der Typ mit der MPi.
Ich kletterte auf die Ladefläche. Allmählich hatte ich ein dumpfes Gefühl bekommen. Den Mann, der mich mit dem Messer bedrohte, kannte ich nicht. Noch nie zuvor hatte ich ihn gesehen, aber er mußte *mich* kennen, sonst hätte er mich nicht angehalten.
Auf allen vieren verschwand ich im Dunkel der Ladefläche. Daß sich außer mir und dem Messerhelden noch andere Personen dort aufhalten mußten, war mir klar.
Es roch nach Mensch.
Ein besonderer Geruch. Nicht allein den Schweiß nahm ich wahr, auch einen anderen »Duft«: Knoblauch.
Meine Augen brauchten Zeit, um sich an das Dämmerlicht zu gewöhnen, dazu kam es nicht mehr. Ich hörte den Knall, als die Wagentür hinter mir zugeschlagen wurde, vernahm Worte in einer kehlig klingenden Sprache, bevor ich den Hieb in den Nacken bekam, der mich zu Boden streckte.
Ich fiel auf die Knie, spürte in meinem Nacken die Taubheit, die sich bis in den Kopf ausbreitete und merkte kaum, daß ich mich mit den ausgestreckten Händen abstützte, so daß ich in der knienden Haltung blieb.
Das Denken fiel mir schwer. Trotzdem dachte ich an meinen letzten Fall, wo ich auch auf eine verrückte Art und Weise entführt worden war. [1] Dieses Kidnapping war auch nicht normal und wesentlich risikoreicher als das letzte. Wer das tat, mußte ziemlich stark unter Druck stehen.
Ich stand auch unter Druck, denn etwas Kaltes, Rundes wurde mir in den Nacken gedrückt.
Eine Mündung!
Sie gehörte wahrscheinlich der Maschinenpistole, die ich kurz zuvor zwischen den beiden Türen hatte klemmen sehen. Gleichzeitig wurde ich durchgeschüttelt.
Der Wagen war angefahren.

Da ich zum Glück kniete, kippte ich nicht um. Noch einmal mußte ich einen Ruck ausgleichen, dann verlief die Fahrt normal. Mir kam es vor wie ein Traum. Daß dem nicht so war, bewiesen mir die geflüsterten Worte, der kalte Druck im Nacken und der Knoblauchgestank.

Knoblauch war in. Er hatte schon längst Einzug in die mitteleuropäischen Küchen gehalten. Wer allerdings *so* intensiv roch, der konnte eigentlich nur zu den Orientalen gehören.

Hatten die mich gepackt?

Vom Typ her konnte der Messerheld gut nach Arabien oder an die Levante passen.

Wieder erklang ein Befehl. Er war flüsternd gesprochen worden, aber auch sehr scharf. Er wurde verstanden, denn plötzlich hingen sie wie die Kletten an mir.

Bevor ich mich versah, wurden mir nicht nur die Arme weggezogen, auch die Beine mußten daran glauben. Ich konnte mich nicht mehr halten und fiel flach zu Boden. Dabei hatte ich noch das Pech, mit dem Kinn aufzuschlagen. Ich fluchte über meine eigene Dummheit, weil ich mich hatte überrumpeln lassen.

Sie waren wie wild. Plötzlich knieten sie auf mir. Arme und Beine wurden durch ihre Körpergewichte belastet, ich konnte mich nicht mehr rühren und erst recht nicht wehren, als flinke Finger mich abtasteten.

Sie suchten etwas.

Die Beretta war ich los, das Kreuz ebenfalls. Sie faßten es an.

Demnach waren es keine Dämonen, die mich überrumpelt hatten.

Aber wer steckte dahinter?

Allmählich wurde ich sauer, denn sie behandelten mich wie einen Schinken. Ich wurde herumgerollt, wieder abgetastet und hörte ihre zischenden, jetzt böse klingenden Stimmen.

Die Augen hielt ich weit offen, denn ich wollte in die Dunkelheit hineinschauen und erkannte meine Gegner nur mehr als schattenhafte Gestalten, die sich blitzschnell bewegten, miteinander sprachen und mich dabei anstarrten.

Ihre helleren Gesichter hoben sich ein wenig von dem übrigen Dämmer ab. Dann schaltete jemand eine Taschenlampe ein. Dieser Sadist richtete den Strahl direkt auf mein Gesicht. Voll wurde ich geblendet und mußte die Augen schließen.

So blieb ich liegen.

Ich spürte auch kein Gewicht in der rechten Innentasche der Jacke. Dort steckte stets meine Brieftasche mit dem Dienstausweis.

Den hatten sie mir also abgenommen, und sie schienen das Dokument im Licht der Lampe zu lesen, was ich ihren Gesprächen entnehmen konnte. »Ja, er ist es, wir sind keinem Bluff aufgesessen.«

»Aber wo hat er sie?«
»Weiß ich nicht. Ich habe ihn durchsucht.«
»Er muß sie haben, verdammt.«
Sie sprachen jetzt englisch, so daß ich ihre Worte auch verstehen konnte. Obwohl ich die Augen noch immer geschlossen hielt, wollte ichmich bemerkbar machen. »Kann mir einer von Ihnen mal erzählen, um was es überhaupt geht?«
»Du bist ruhig.«
Das war ich nicht. »Sie wissen, was auf die Entführung eines Polizeibeamten steht?«
»Es ist keine Entführung.«
Ich lachte rauh. »Was dann?«
»Eine Einladung.«
»Da habe ich schon andere erlebt.«
Ich bekam keine Antwort mehr. Dafür spürte ich wieder den Druck auf der Brust. Das war mit Sicherheit die Mündung der MPi.
Da ich erstens nicht lebensmüde, zweitens aber neugierig war, wollte ich unbedingt herausfinden, was man von mir wollte und weshalb man mich entführt hatte. Freiwillig rückte keiner von ihnen damit heraus. Möglicherweise erst am Ziel. Bis dahin beschloß ich, mich in Geduld zu fassen. Daß mir dies nicht leichtfiel, versteht sich von selbst. Es ist auch nicht jedermanns Sache, rücklings auf einer Ladefläche zu liegen und zu warten, wo diese unfreiwillige Reise endet.
Jedenfalls fuhren wir nicht nur über gerade Straßen. Auch in Kurven wurde der Wagen gerissen. Mal rechts, dann wieder links herum. Wahrscheinlich befanden wir uns in Soho, denn dort gibt es eben diese engen und kurvenreichen Straßen.
Schließlich hielt der Wagen an. Draußen quietschte etwas. Wahrscheinlich war es ein Tor, das geöffnet wurde. Wenig später rollte das Fahrzeug wieder an.
Nur einige Yards weit, denn schon wurde es wieder abgebremst.
»Bleib so liegen!« befahl man mir, und ich konnte auf die Schritte achten, die sich der Doppeltür näherten.
Ich öffnete die Augen. Der Lampenstrahl blendete mich nicht mehr. Dafür sah ich durch die offene Tür das graue Licht eines Regentags.
Ich lag zwar auf dem Rücken. Wenn ich den Kopf ein wenig anhob und über meine Zehenspitzen lugte, konnte ich nach draußen schauen, wobei mein Blick auf eine helle Mauer fiel, die wohl einen großen Hof begrenzte.
Das genau mußte das Ziel sein.
Nur – wo lag es?
Wir waren nicht sehr weit gefahren. Bis zum Yard Building wäre ich meiner Ansicht nach länger unterwegs gewesen. Demnach mußten wir

uns irgendwo in Soho befinden.

Das sah ich als einen Vorteil an. London ist immer gut. In dieser Stadt kenne ich mich aus.

Vier Männer erschienen und blieben neben mir stehen. Zwei von ihnen bückten sich. Sie faßten mich unter und halfen mir auf die Füße.

Schweigend starrten sie mich an. Ich versuchte aus ihren Gesichtern etwas herauszulesen, was mir überhaupt nicht gelang. Sie blieben völlig ausdruckslos. Nur beobachteten sie mich sehr genau.

Da sie bewaffnet waren und ich nicht, hatte es keinen Sinn, wenn ich mich wehrte.

An der Ladetür stand ein fünfter. Er sah aus wie der Chef.

Gesprochen hatte er mit mir noch kein Wort, gab den anderen jedoch ein Zeichen, und die packten zu.

An den Oberarmen wurde ich gefaßt und auf die offene Ausgangstür zugeschleift. Als ich mit dem Anführer auf einer Höhe stand, schüttelte ich die Hände der anderen blitzschnell ab und schaute dem Mann ins Gesicht.

»Sind Sie so etwas wie der Chef?«

»Mein Name ist Al-Acham.«

Das war überraschend für mich. Normalerweise stellten sich mir meine Gegner nicht vor.

»Gut.« Ich nickte. »Sie wissen ja, wer ich bin. Deshalb frage ich Sie, ob…«

»Es ist keine Entführung im eigentlichen Sinne«, klärte er mich auf. »Ich möchte Sie jetzt schon bitten, uns zu verzeihen, Mr. Sinclair.«

Mein Grinsen fiel schief aus. »Sie sind gut. Erst kidnappen Sie michauf eine spektakuläre Art und Weise, dann soll ich Ihnen verzeihen. Finden Sie das nicht ein wenig ungewöhnlich?«

»Das mag Ihnen so vorkommen. Uns nicht.«

Der Mann hatte gut reden. Meinte er es ehrlich? Ich forschte in seinem Gesicht. Die Augen blieben ausdruckslos. Sie waren dunkel wie sein Oberlippenbart. Das Haar wuchs voll auf seinem Kopf. Eine dünne, graue Strähne zierte die Frisur. Mich erinnerte er ein wenig an den Schauspieler Omar Sharif.

»Wenn alles so normal ist, wie Sie vorgeben, dann können Sie mir ja meine Waffen zurückgeben.«

»Was hat man Ihnen genommen?« fragte er zu meiner Verwunderung.

»Die Pistole und das Kreuz.«

»Wer?«

»Einer von Ihren Figuren.«

»Es sind aufrechte Männer!« berichtigte er mich. »Und sie kämpfen für eine gute Sache. Das werden auch Sie bald feststellen können, Mr.

Sinclair.«

»Bisher kam es mir nicht so vor.«

»Gebt ihm zurück, was ihm gehört!« befahl Al-Acham.

Zuerst nahm ich mein Kreuz entgegen, das von dem Anführer sehr genau angeschaut wurde. Das Magazin meiner Beretta überprüfte ich. Erst als ich sah, daß keine Kugel fehlte, ließ ich die Beretta wieder in der Halfter verschwinden.

»Können wir jetzt gehen?« wurde ich gefragt.

»Sicher, Mister.« Ich lächelte. »Aber nach Ihnen.«

Al-Acham nickte. Er drehte sich um und sprang von der Ladefläche. Ich konnte es noch immer nicht fassen, was da abgelaufen war.

Erst entführte man mich auf eine ungewöhnliche Art und Weise, dann gab man mir meine Waffen zurück, als wäre nichts geschehen.

Was waren das nur für Leute, und was wollten sie von mir?

Die vier anderen blieben hinter mir. Ich spürte ihren Atem im Nacken, so nah waren sie mir auf den Fersen. Als erster sprang ich nach draußen. Dort stand bereits Al-Acham. Er hatte seine Hände in den Taschen des dunklen Mantels vergraben. Als Orientale mußte ihn das Londoner Wetter besonders aufregen.

Es war auch schrecklich. Der Winter wollte sich einfach nicht verabschieden. Mitte März hatten wir schon, und noch immer war es nicht wärmer geworden.

Da rieselte feiner Schnee vom Himmel. Manchmal wurde er von Windböen gepackt und in unsere Gesichter geschleudert, so daß die kleinen Kristalle wie Nadeln stachen.

Ich stand tatsächlich in einem Hof. Von vier Seiten war er abgeschlossen. Die mit Stacheldraht bestückte Mauer war höher als ein normaler Mensch groß. Wenn ich über sie hinwegschauen wollte, mußte ich mich auf die Zehenspitzen stellen.

An einer Seite jedoch versperrte mir eine Hauswand den Weg. Sie war grau und glatt. Eine Tür besaß sie, aber kein Fenster. Der Schnee rieselte gegen sie und hatte sich bereits in den sie durchziehenden Ritzen festgesetzt, wie eine Schicht aus weißem Moos.

Al-Acham hatte sich zu mir gesellt. Er deutete auf die Rückfront des Hauses. »Darf ich Sie bitten, mir zu folgen?«

»Und wohin?«

»In den Tempel.«

Ich hatte antworten wollen, mir blieben die Worte im Hals stecken, so überrascht war ich.

»Haben Sie mit etwas anderem gerechnet?«

»Allerdings.«

»Und womit?«

»Eher mit einem Keller, in dem Sie mich für eine Weile schmoren lassen würden.«

»Nicht mit dem Tod?«
»Ich habe es mir abgewöhnt, damit zu spekulieren.«
Al-Acham wischte durch sein Gesicht. »Vielleicht sollten Sie es sich wieder angewöhnen, sobald Sie erlebt haben, was in unserer Kirche vor sich geht.«
Er wollte sich schon abwenden, ich aber hielt ihn an der Schulter fest. »Moment noch, Meister. Erst sprechen Sie von einem Tempel, jetzt von einer Kirche. Das verstehe ich nicht. Was soll das alles?«
»Wir sagen beides.«
»Ach ja? Und wieso?«
»Weil wir Christen sind.«
Ich runzelte die Stirn. Für mich wurden seine Antworten immer verworrener. Tempel, Kirche, Christen, irgendwie hatte ich das Gefühl, als wollte er mich auf den Arm nehmen. Das sagte ich ihm auch und fügte noch etwas hinzu. »Hören Sie, bevor ich Ihnen folge, möchte ich genauere Informationen haben.«
»Das können Sie gern, Mr. Sinclair. Wir sind tatsächlich Christen, aber nicht die, die Sie kennen, wenn Sie verstehen. Wir stammen aus Ägypten und sind die arabisch sprechenden, christlichen Nachfolger der alten Ägypter. Wissen Sie nun Bescheid?«
»Ja, man nennt Sie auch Kopten.«
»So ist es.«
»Und ich soll Ihnen helfen?«
»Wir werden sehen, ob Sie es können. Eigentlich müßten Sie es.«
Er bedachte mich mit einem langen Blick. »Sie sind der Mann, der etwas sehr Wertvolles besitzt.«
»Wie meinen Sie das?«
»Später, Mr. Sinclair. Wenn Sie jetzt die Güte hätten und mir folgen würden? Sie können übrigens anrufen und in Ihrem Büro Bescheid geben…« Ich war noch nicht fertig. »Hätten Sie mich nicht auch anrufen und herbitten können?«
»Das hätten wir.«
»Weshalb haben Sie es nicht getan?«
»Will ich Ihnen sagen. Sie sollten erleben, daß auch wir über gewisse Machtmittel verfügen und bereit sind, sie auch einzusetzen. Es geht um eine große Sache, die allen Einsatz erfordert. Wir dürfen einfach auf nichts Rücksicht nehmen.«
»Auch nicht auf bestehende Gesetze?«
»Nein.«
»Das geht nicht.« Er lächelte wissend. »Wenn Sie einmal mit den Tatsachen vertraut gemacht worden sind, werden Sie alles genau erleben können und die Dinge auch mit anderen Augen sehen. Glauben Sie mir, Mr. Sinclair, wir haben nicht ohne Grund so reagiert.«

»Es muß ein triftiger Grund sein.«

Er antwortete mir nicht mehr und ging vor. Ich folgte ihm kopfschüttelnd und nachdenklich.

Hinter mir schritten die anderen vier Männer. Ein fünfter, der Fahrer, saß noch im Wagen. Ich sah sein Gesicht, als ich einen Blick über die Schulter warf.

Al-Acham holte aus seiner Manteltasche einen Schlüssel und blieb vor der grau gestrichenen Hintertür stehen. Er bückte sich, suchte das Schloß und öffnete.

Höflich hielt er mir die Tür auf. Ich ließ ihn dennoch vorgehen.

Als ich über die Schwelle trat, schwang die Tür schon zu. Sie glitt langsam wieder in ihre alte Stellung, ein Zeichen dafür, daß sie sehr schwer war.

Mir war als erstes ein bekannter Geruch in die Nase geströmt. Ich kannte ihn von Kirchenbesuchen an hohen Festtagen her. So roch nur Weihrauch.

Überall war dieser Geruch. Er hatte sich in dem langen klosterähnlichen Gang mit den weißen Wänden ausgebreitet. Es war kaum zu fassen, daß jenseits der Tür ein schmutziger Hinterhof lag, denn ich hatte zusammen mit den anderen eine völlig andere Welt betreten.

Es war die Welt der Erneuerung im geistlichen Sinne. Ein Hort des Friedens, des Gebets und der Gesänge, denn sie vernahm ich wie aus weiter Ferne.

Ein schwermütiger Singsang, irgendwie zu vergleichen mit Chorälen gregorianischer Mönche.

Al-Acham hatte bemerkt, daß ich mich darüber wunderte. Er war stehengeblieben und hatte die Schultern gehoben. »Unsere Gemeindemitglieder versuchen, durch Gebete und Gesänge das Böse zu stoppen. Ob es ihnen gelingt, ist noch fraglich.«

»Als letzten Joker haben Sie dann mich geholt.«

»So ungefähr.«

Ich ging kopfschüttelnd weiter. Vorbei an den schmalen Wandnischen, in denen brennende Kerzen standen. Ihr Lichtschein fiel auf die kleinen ikonenartigen Holzbilder, die allesamt Motive aus dem christlichen Leben der Kopten zeigten oder einfach nur Heiligenfiguren darstellten. Die meisten von ihnen waren gekleidet wie Mönche.

Ich erinnere mich daran, von koptischen Klöstern gelesen zu haben. Sie waren damals bekannt und berühmt gewesen für ihre Strenge und Askese. Ihr Glaubensfundament hatten sie in den Niederschriften des Apostels Marcus gefunden. In den ersten Jahrhunderten nach der Zeitrechnung hatten die Kopten eine sehr große Gemeinde gebildet, die auch zusammenhielt.

Wir waren allein. Unsere vier Begleiter mußten draußen geblieben sein. Das fiel mir erst jetzt auf.

»Wo wollen Sie hin?« fragte ich Al-Acham.

»Nicht in den Kirchenraum, wir werden in die Gruft steigen.«

Ich runzelte die Stirn. »Und was soll ich da?«

»Jemand kennenlernen.«

»Darf ich fragen, wen?«

»Ich würde Ihnen jetzt keine Antwort geben, Mr. Sinclair. Lassen Sie sich überraschen.«

»Das tue ich schon die ganze Zeit über«, erwiderte ich und wollte dem anderen folgen, als meine Aufmerksamkeit auf ein Bild gelenkt wurde, das in der Nische stand, vor der ich mich aufhielt. Zuerst dachte ich an eine Täuschung, bis ich genauer hinschaute und auch erkannte, daß sich das im Holz abzeichnende Gesicht tatsächlich bewegte.

Es war ein Heiligenbild. Der helle Heiligenschein lag wie ein Kreis um den schmalen Kopf.

Er interessierte mich nicht, vielmehr waren es die groß gemalten Augen, die mich in ihren Bann zogen.

Sie weinten blutige Tränen…

***

Durch einen Zischlaut machte ich den schon vorgehenden Al-Acham darauf aufmerksam. Er drehte sich um, sah mein Winken und war mit wenigen Schritten bei mir.

»Was ist denn?«

»Schauen Sie sich das Bild an.«

Al-Acham ging noch etwas vor. Er senkte den Kopf und blickte genauer hin. »Ja!« hauchte er. »Ja, das ist es. Das ist es haargenau. Sie sind bereits unterwegs und versuchen, unseren Abwehrschirm zu zerstören. Es ist wirklich höchste Zeit gewesen, etwas dagegen zu unternehmen, Mr. Sinclair.«

»Weshalb weint er diese Tränen?«

»Er spürte das Grauen.«

»Welches?«

»Jedes Bild besitzt seine Geschichte«, erklärte mir Al-Acham flüsternd und richtete sich dabei auf. »Und jedes hat seine besondere Bedeutung. Sie alle stehen hier zum Schutz, aber das will ich Ihnen nicht alles sagen. Wichtig ist, daß Sie mit mir in die Gruft kommen. Dort erleben Sie es hautnah.«

Ich hob die Schultern. Nur ungern wandte ich mich ab. Die Tränen aus Blut quollen noch immer aus den Augen, rannen an den dünnen Wangen entlang, verließen das Bild und zerrannen auf dem hellen Gestein der Nischenbank, wo sie rote Streifen hinterließen.

Nicht ein Geräusch entstand dabei, nur als die ersten Tropfen von der Nische aus nach unten fielen, vernahm ich ein leises Klatschen.

Ich ging langsamer weiter, schaute mir in den folgenden Nischen jedes Bild an, weil ich sehen wollte, ob auch dort blutige Tränen geweint wurden.

Das war nicht der Fall.

Schließlich erreichte ich Al-Acham, der vor einer schmalen Holztür stehengeblieben war.

»Ist das hier der Zugang zur Gruft?« fragte ich ihn.

»Ja.« Er hatte die Tür schon aufgedrückt. Ich schaute über seine Schulter hinweg, und mein Blick fiel auf eine geschwungene helle Treppe aus Kalksandstein, die in einem nach links schwingenden Bogen in die Tiefe eines Kellers führte.

Selbst hier nahm ich noch den Weihrauchgeruch wahr!

Al-Acham ging vor. Dabei bemühte er sich, die Schritte zu dämpfen. Er wollte wohl die Ruhe in der Gruft nicht stören. Auch ich dämpfte das Geräusch meiner Schritte.

Es war kein elektrisches Licht eingeschaltet worden. Um die Stufen erkennen zu können reichte der Schein der in eisernen Haltern steckenden Kerzen völlig aus.

Sie befanden sich über uns an der rechten Wand. Jedesmal, wenn sie von einem Luftzug gestreift wurden, bewegten sich ihre Flammen und schufen ein zuckendes Muster.

Die Treppe endete direkt in der Gruft. Ein großes unterirdisches Gewölbe mit die Decke stützenden Säulen, flackerndem Kerzenschein und auch zahlreichen Nischen im Hintergrund.

Ich war vor der letzten Stufe stehengeblieben, denn ich wollte die Atmosphäre dieser Gruft in mich aufnehmen. Manchmal besitze ich so etwas wie einen sechsten Sinn für Gefahr.

Hier deutete sich nichts an…

Mich überkam so etwas wie ein ehrfürchtiges Gefühl. Ich hatte den Wunsch, einfach den Mund zu halten, kein Wort zu reden, um die Stille nicht zu stören.

Sie war einfach da. Irgendwie kam es mir vor, als würde sie etwas erzählen.

Von einer langen, schweren Vergangenheit, von einer Last der Unterdrückung und des Kampfes, den die Kopten wegen ihres Glaubens jahrhundertelang getragen hatten.

Das merkte auch Al-Acham. »Sie spüren es auch, nicht wahr?« fragte er flüsternd.

»So ähnlich…«

»Jeder spürt es.«

»Was ist es denn?« Auch ich hatte meine Stimme gesenkt, weil ich daran glaubte, daß jedes zu laut gesprochene Wort störend wirkte.

»Es ist der Geist des Chamal Gossarah, unseres großen Freundes und Vorbilds.«

»Und wer war dieser Mann?«

»Ein Großer, ein Gerechter. Ein Mönch, den viele verehrten. Er ist schon lange tot, Jahrhunderte, weit über tausend Jahre, aber seine Religion lebt weiter. Er ist für uns der Mann, nach dessen Grundsätzen wir uns richten.«

»Und wo liegt er begraben?« fragte ich.

Al-Acham lächelte weise und wissend. »Kommen Sie mit, Mr. Sinclair. Ich werde Ihnen etwas zeigen.«

Ob ich wollte oder nicht, ich hatte einmal in den sauren Apfel gebissen und konnte jetzt keinen Rückzieher mehr machen. Wir schritten tiefer hinein in das Gewölbe, und nur der Klang unserer Schritte auf dem glatten Boden war zu hören.

Als wir die ersten Stufen passierten, erkannte ich auch, daß sie bemalt worden waren. Auch ihre äußeren Seiten zeigten Motive aus der koptischen Religionslehre. Die Bilder waren nie klar zu erkennen. Gesichter und Gegenstände verschwammen im Schein der Kerzen.

Hier weinten keine Augen blutige Tränen. Diese Atmosphäre wurde von einem großen guten Geist beherrscht.

Meine Gedanken kehrten wieder in die Realität zurück, denn wir hatten unser Ziel fast erreicht.

Al-Acham war stehengeblieben. Er deutete nach vorn auf einen Gegenstand, der ein wenig erhöht auf einer viereckigen Steinplatte stand und trotz seines schlichten Aussehens kostbar wirkte.

Es war ein Sarg!

Eigentlich hätte ich damit rechnen können, denn in einer Gruft standen nun mal Särge. Aber ich war einfach zu sehr abgelenkt worden, aus diesem Grunde zeigte ich mich überrascht.

Al-Acham war neben dem Sarg stehengeblieben. Er hatte die Arme ausgestreckt. Die Hände lagen flach auf dem steinernen Deckel. »Das ist unser wertvollstes Stück.«

»Ist der Sarg leer?«

»Nein, natürlich nicht. In ihm liegt der, um den sich für uns alles dreht, und dessen Körper noch fast erhalten ist, weil er mumifiziert wurde. Er ist einer der Gründer und hat in einem der berühmt gewordenen Weißen Klöster der Kopten gelebt.«

»Sie haben mir vorhin einen Namen genannt. Kann ich davon ausgehen, daß es diese Person ist, die im Sarg liegt?«

»Das können Sie, Mr. Sinclair. In der Tat ist es Chamal Gossarah.«

Ich war skeptisch. »Hier in London? Wäre er nicht besser in seiner Heimat aufgehoben?«

»Wir haben ihn bewußt hergeholt«, erklärte mir Al-Acham. »Er durfte nicht länger in Ägypten bleiben.«

»Gab es einen Grund?«

Er nickte. »Das hat alles auch mit uns beiden zu tun. Die Feinde Chamal Gossarahs sind zurückgekehrt. Er hatte sich damals gegen die Dschinns gestellt, nun ist die Zeit abgelaufen. Ich weiß nicht, wie ich es Ihnen erklären soll. Jedenfalls müssen wir eines tun. Wir werden den Sarg öffnen. Wollen Sie mir dabei helfen?«

»Gern.«

Ich kannte Steinsärge und wußte auch, wie schwer die Deckel oder Steinplatten waren. Ein Mann allein reichte oft genug nicht aus, um sie zu öffnen.

Ob wir an die Ober- oder Unterseite des Sargs getreten waren, konnte ich nicht erkennen. Gemeinsam packten wir zu, hoben den Deckel an, und ich vernahm ein saugendes Geräusch. Wir rückten das Oberteil ein wenig zur Seite.

Gemeinsam stemmten wir uns dagegen. Erst beim zweiten Anlauf schafften wir es. Das dabei entstehende kratzende Geräusch trieb mir eine Gänsehaut über den Rücken. Schweiß trat auf unsere Stirn.

Diese Arbeit strengte sehr an.

Ich roch den Staub. Er mußte die Jahrhunderte erlebt haben und wallte in kleinen Wolken hoch.

Der Ägypter und ich keuchten um die Wette. Schließlich lag eine Hälfte des Sarges offen vor unseren Augen.

Ich trat zurück. Mit dem Handrücken wischte ich über meine Stirn und schüttelte den Kopf. »Haben Sie den Sarg schon einmal geöffnet?«

»Nein.«

»Dann ist es für Sie auch eine Premiere?«

»Ja.«

Das Kerzenlicht reichte nicht aus, um den Sarg zu erleuchten. Wir hätten jetzt eine Taschenlampe gebrauchen können. Ich hatte meine dünne Stablampe schon hervorgeholt, als Al-Acham den Kopfschüttelte. »Lassen Sie es. Ich hole einen Kerzenständer.«

»Bitte.«

Er verschwand und kam bald darauf mit einem Standleuchter wieder, in dem drei weiße Kerzen ihr Licht verteilten. Der Ständer bestand aus Gußeisen. Ich half dem Ägypter ihn so zu drehen, daß das Kerzenlicht auch den offenen Teil des Sargs anleuchtete.

»Alles klar«, keuchte er.

Auf seine Worte hörte ich nicht, denn ich hatte den Blick auch in den Sarg geworfen. Bisher war es mir schwergefallen, an die Worte des Mannes zu glauben, nun aber sah ich sie bestätigt. Der Sarg war nicht leer. In ihm lag eine Gestalt.

Chamal Gossarah!

War er ein Mensch, eine Mumie, ein Mann oder ein Kind?

Sein Kopf jedenfalls wies auf den Schädel eines Kindes hin. So klein

war er. Von der Haut konnte ich kaum sprechen. Diese rötlichglänzende Schicht erinnerte mehr an eine Pelle, die im Laufe der Zeit getrocknet und zusammengeschrumpft war. Dadurch hatten die Knochen irgendwie mehr Platz bekommen, denn sie traten scharf hervor, und die dünne Haut spannte sich von einem Knochenstück zum anderen wie ein straff gezogenes Stück Stoff, wobei sie trotzdem noch ein wirres Faltenmuster zeigte.

Ich schaute auf die Augen. Sie waren vielleicht noch vorhanden, aber sie mußten tief in die Höhlen gerutscht sein, da ich keine Pupillen mehr entdeckte.

Mit der Nase verhielt es sich ähnlich. Das Kinn war ebenfalls kaum vorhanden, nur noch ein winziger Vorsprung, der den unteren Teil der dünnen Haut festhielt.

Wir hatten den Sargdeckel so weit zurückgezogen, daß wir seinen gesamten Körper anschauen konnten, denn er war tatsächlich nicht größer als ein Kind.

Ich schüttelte den Kopf, als ich das kostbare Gewand sah, das der Tote trug. Aus schwerem Stoff bestand es. An den Säumen und am Kragen glitzerten bunte Perlen wie geschliffene Diamanten.

Das Gewand, es mußte einmal ein intensives Rot gezeigt haben, war im Laufe der Zeit verblaßt. Möglicherweise lag es auch am Schein der Kerzen, daß sie so wirkte.

Ich spürte die Berührung des Fingers auf meiner rechten Schulter und kam wieder hoch. Al-Acham wollte mir etwas sagen. Er hatte seine Stimme zu einem Flüstern gesenkt, als er mit der ersten Erklärung herausrückte. »Chamal Gossarah war einer der wenigen Mönche, die sich gegen die grauenhaften Dschinns gestellt haben. Er besaß einegroße Macht, denn er vertraute auf die Kraft des Kreuzes.«

»Wie ich!«

Der Ägypter nickte zweimal. »Ja, wie Sie, John Sinclair. Es gab also schon einmal jemand, der dem Kreuz vertraut hat und damit das Böse zu stoppen versuchte.«

»Er hat es nicht geschafft?«

»Nein, die Dschinns waren stärker. Sie stürmten das Kloster, ohne Chamal Gossarah allerdings zu erwischen. Als andere erfuhren, daß die Dschinns kamen, da vergruben sie ihren Anführer…«

»War er schon tot?«

»Nein, Mr. Sinclair.«

Ich schluckte und hob gleichzeitig die Augenbrauen. »Wollen Sie damit sagen, daß er bei lebendigem Leibe…?«

»Ja, er ist bei vollem Bewußtsein in den Sarg gestiegen und gestorben.«

Das war hart. Ich konnte davon ein Lied singen, denn auch mich hatte man schon in Särge gesteckt. »Hat man ihn denn zuvor noch

mumifiziert?« erkundigte ich mich.
»Nein, das tat man später, als er schon verstorben war. Und man hat ihm auch die Waffe mitgegeben.«
»Wovon sprechen Sie?«
Al-Acham bückte sich. Im Licht der Kerzen bekam sein Gesicht ein Schattenmuster aus Rot und Schwarz. »Ich werde Ihnen die Waffe zeigen, John Sinclair. Denn sie ist ebenfalls ein Grund dafür, weshalb wir Sie geholt haben.«
»Bitte.« Ich ging ein wenig zur Seite, damit er den nötigen Platz für seine Aktion bekam.
Al-Acham bückte sich noch tiefer. Sein rechter Arm verschwand im Sarg. »Es muß doch hier liegen. Die alten Schriften haben dar über berichtet. Und sie irren sich nie.«
»Vielleicht doch«, murmelte ich.
»Nein, Mr. Sinclair, nein! Hier habe ich es. Ja, die Schriften logen nicht!« Der Ägypter kam wieder hoch, drehte sich und legte den Gegenstand, den er gefunden hatte auf den Sargdeckel.
Es war ein Kreuz, das konnte ich sehen. Um Einzelheiten erkennen zu können, mußte ich näher heran, wobei mir Al-Acham bereitwillig Platz schuf. Mehr durch Zufall sah ich sein Lächeln auf den Lippen und wurde vorsichtig.
Und da sah ich es besser.
Und plötzlich hatte ich das Gefühl, im Boden zu versinken. Das Kreuz aus dem Sarg ähnelte in der Form dem meinen aufs Haar…
Auch mein wertvoller Talisman war an den Kanten abgerundet und bildete gleichzeitig einen halbrunden Wulst. Sogar in der Größe stimmte es, denn ich nahm mein Kreuz, legte die beiden nebeneinander und verglich sie.
Nur etwas war anders. Und zwar zeigte es einen gravierenden Unterschied. Das Kreuz aus dem Sarg besaß keinerlei Zeichen. Es war auf der Oberfläche völlig blank oder glatt.
Ich richtete mich auf. Mein Kreuz hatte ich wieder in die Hand genommen. Als ich Al-Acham ansah, las er mir die Frage bereits von den Augen ab. »Sie wollen wissen, was es bedeutet?«
»Ja…«
Mit der rechten Hand deutete der Ägypter auf die mumifizierte Gestalt. »Chamal Gossarah war nicht nur ein Mönch, auch ein weitgereister Mann, der sich für viele Dinge interessierte. Besonders für die Zeit, die man heute mit der des Alten Testaments umschreibt. Schließlich hatten wir Ägypter schon zu sehr alten Zeiten eine blühende Hochkultur gehabt, und die wollte Chamal Gossarah durchforschen. Er ist gereist, hat mit anderen Völkern gesprochen, er war zwischen Euphrat und Tigris, er hörte von dem Volke Israel und den Leiden, die dieses Volk hinter sich hat. So erfuhr er ebenfalls von

einer babylonischen Gefangenschaft, in der sich das israelitische Volk befunden hatte. Es hatte für diese Menschen immer wieder Hoffnung gegeben. Waren die Feinde auch noch so stark, es gab keinen, der das Volk Israel in die Knie zwingen konnte. Zudem besaßen sie einen sehr starken Glauben. Sie glaubten an den Herrn ihren Gott und auch an die Worte ihrer Propheten. Ich will Sie Ihnen jetzt nicht der Reihe nach aufzählen, Sie werden sie ebenfalls kennen, Mr. Sinclair. Aber ein Prophet war besonders wichtig. Für Sie als auch damals für den Gerechten namens Chamal Gossarah…«

»Das war Hesekiel«, sagte ich.

»Ich sehe schon, wir verstehen uns. Auch Chamal hatte von diesem Menschen gehört. Man erzählte an den Lagerfeuern von seinen Weissagungen und Kräften, die er besaß. Legenden hatten sich um ihn gerankt. Eine Legende berichtete von einem geheimnisvollen Kreuz, das Hesekiel geschmiedet hatte und mit den Abwehrwaffen versah, die er damals schon sah. Er hatte Wahrträume über verschiedene Mythologien. Und er vermengte dies mit den Symbolen der alttestamentarischen Lehre und hat als äußeres Zeichen das Symbol des Sieges geschaffen, eben das Kreuz. Obwohl dieser Gegenstand im Alten Testament überhaupt keine Bedeutung besaß und erst später als das Zeichen des Sieges anerkannt wurde. Da hat das Leben über den Tod gesiegt. Das alles wußte Hesekiel bereits. Er hat es vorausgeahnt und entsprechend gehandelt.«

Ich hielt mein Kreuz noch in der Hand. »Dann wissen Sie sicherlich auch, von wem es stammt.«

»Ja, es ist geschaffen worden für den Sohn des Lichts. Das sind Sie, Mr. Sinclair. Eine Irreise hat dieses Kreuz hinter sich, bis es endlich der bekommen hat, der es auch haben soll.«

»Nur ist es nicht allmächtig«, sagte ich.

»Das hat der Prophet leider nicht voraussehen können. Die Zeiten haben sich geändert. Die Kräfte des Bösen sind vielfältiger undvielschichtiger, aber im Grunde ist das Kreuz seinen Prinzipiengeblieben, wenn Sie verstehen.«

»Das habe ich schon oft bemerkt.«

»Sind die Fragen weniger geworden, Mr. Sinclair?«

»Nein, eher zahlreicher.«

»Das habe ich mir gedacht.« Er lächelte. »Bitte, fragen Sie. Noch ist es Zeit.«

»Chamal Gossarah hat lange Zeit nach Hesekiel gelebt?« Es war mehr feststellend als fragend gesagt.

»Das ist klar.«

»Wie konnte er genau die Form meines Kreuzes wissen? Hat man es ihm gesagt? Gab es Aufzeichnungen?«

Da hob der Ägypter die Schultern. »Ich weiß es leider nicht. Es ist im

Dunkel der Zeiten verschwunden. Die Dschinns haben auch das Kloster zerstört, in dem Chamal lebte. Sie brannten es nieder. Viel ist zerstört worden, so daß wir heute leider auf Vermutungen angewiesen sind. Tatsache ist dieses Kreuz, und eine Tatsache ist ferner, daß er das gleiche Kreuz haben wollte sie Sie, Mr. Sinclair.«

»Weshalb?«

»Um den Terror der Dschinns zu stoppen. Er wußte damals, daß er das Kreuz dazu benötigte. Wie das genau geschehen sollte, ist mir bis zum heutigen Tage unklar.«

Ich blickte allmählich durch. Nun wußte ich sehr genau, weshalb man mich entführt hatte. Ich sollte demnach die Aufgaben Chamal Gossarahs übernehmen. Sein Kreuz hatte es nicht geschafft, meines würde es schaffen, vorausgesetzt, Chamal hatte sich nicht geirrt und daß es die Dschinns auch noch gab.

»Sie denken nach, Mr. Sinclair?«

»Ja, ich weiß allmählich, weshalb Sie mich geholt haben.«

»Es geht um die Dschinns.«

»Hier in London?«

Er nickte. »Die Anzeichen sind vorhanden. Die Karawane der Dschinns ist dazu verflucht, so lange durch die Zeiten zu ziehen, bis es einem gelingt, sie zu stoppen. Wir Kopten hoffen stark, daß Sie es sein werden, Mr. Sinclair.«

»Das weiß ich mittlerweile auch. Haben Sie die Dschinns eigentlich schon gesehen?«

»Ja.«

»Und? Gab es Tote, Verletzte…?«

»Nein, ich sah die Karawane nur für den Augenblick. Sie versuchte, die Zeiten zu durchbrechen. Sie bewegte sich am Schnittpunkt der Dimensionen entlang, wo sich das Diesseits und das Jenseits treffen. Bisher haben uns die Dschinns in Ruhe gelassen, aber sie verfolgen noch immer den Plan, Chamal Gossarah zu zerstören.«

»Er ist doch tot.«

»Für uns ja, aber nicht in ihrem Sinne. Sie würden seine Asche nehmen und sie über die Wüste verstreuen. Erst wenn das geschehen ist, können sie zufrieden sein.«

Ich warf einen Blick auf den offenen Sarg und sah auch das Gesicht des mumifizierten Menschen. Ich dachte an die blutenden Augen auf dem Heiligenbild. Die Zeit schien tatsächlich reif zu sein für eine Rückkehr der Karawane.

»Wenn ich Ihre Worte richtig interpretiere, hat Ihnen die Mumie gewissermaßen als Lockvogel gedient, nicht wahr?«

»So ist es.«

»Meinen Sie, daß die Dschinns darauf reinfallen werden?«

»Das hoffe ich sehr, Mr. Sinclair. Wir müssen Ihnen die Falle stellen

und sie locken. Auch mir ist es nicht leichtgefallen, den Sarg nach London zu schaffen. Aber hier haben wir ihn besser unter Kontrolle. Die Grabstätten in meinem Heimatland werden leider immer häufiger von Plünderern heimgesucht. Sie wissen, daß wir Kopten in Ägypten eine Minderheit bilden, zwar geschäftlich erfolgreich sind, aber über keine Lobby verfügen. Deshalb achtet man auch nicht so streng darauf, wenn unsere alten Kulturstätten ›besucht‹ werden.«

Ich enthielt mich einer Antwort. Al-Acham wußte über die Verhältnisse in seinem Heimatland besser Bescheid. Er stand vor mir und strich mit zwei Fingern über seinen Oberlippenbart.

»Werden Sie uns trotz allem helfen, Mr. Sinclair?«

»Das steht fest. Sie haben mein Interesse geweckt. Mich interessiert alles, was mit meinem Kreuz und dessen Herkunft in Verbindung steht.«

»Dann darf ich Ihnen schon jetzt herzlich danken.«

Ich winkte ab. »Danken Sie nicht jetzt schon. Noch haben wir nichts erreicht. Mir sind die Dschinns nicht einmal zu Gesicht gekommen, und ich frage mich, wo ich sie finden kann. Nur hier?«

»Das wäre schön«, erwiderte der Mann.

»Wie meinen Sie das?«

»Dann wären sie auf einen Punkt konzentriert. Ich bin davon überzeugt, daß sie keine Rücksicht nehmen und versuchen werden, London zu überfallen.«

»Ohne Grund?«

»Die Dschinns mit den goldenen Krummschwertern haben den Auftrag bekommen, ihre verderbliche Religion auf der ganzen Welt zu verbreiten, um allein dem Scheitan dienlich zu sein.«

Scheitan war der Ausdruck für Teufel. Sieh mal an. Der Kreis schloß sich wieder.

»Aber ich habe das Kreuz.«

»Das stimmt. Vielleicht werden Sie auch ihr Zielpunkt sein. Nur müssen Sie vorerst einen anderen töten. Chamal Gossarah darf nicht als Mumie weiterleben.«

»Gibt es unter den Dschinns einen Anführer?«

Al-Acham nickte. »Ja, der existiert. Er hört auf den Namen Abu Ben Kolc.«

»Den Namen werde ich mir merken. Vielleicht begegnet er mir mal.« Ich hob mein Kreuz. »Okay, bisher haben wir nur theoretisiert. Gibt es eine konkrete Spur zu dieser geheimnisvollen Karawane. Ich möchte nicht gern warten, bis irgendwelche Opfer gefunden werden.«

»Leider gibt es diese Spur nicht. Nur einige geheimnisvolle Hinweise. Vielleicht kann ich Ihnen einen Tip oder Rat geben. Halten Sie hier am Sarg Wache, bis sich etwas ereignet.«

»Wie lange kann das dauern?«

»Da bin ich überfragt.«
»Was meinen Sie, was mein Chef dazu sagt!«
»Das kann ich mir vorstellen, aber Sie können ihn gern von hier aus anrufen, damit…«
»Pst!« zischte ich, denn mir war etwas aufgefallen. Jemand mußte in der Nähe sein. Noch war er unsichtbar, aber es gab ihn, denn die Kerzenflammen spürten den fremden Einfluß ebenfalls.
Obwohl wir selbst keinen Luftzug an unseren Gesichtern spürten, begannen die Flammen zu flackern.
»Sehen Sie!« hauchte ich.
Der Ägypter schaute hin. Er ging einen Schritt zurück. Bleich war er plötzlich geworden. Er duckte sich ein wenig und schaute sichvorsichtig um.
»Ich glaube, daß wir nicht mehr lange zu warten brauchen!« raunte er. »Sie sind da.«
Mein Kreuz spürte es auch.
Zum erstenmal »meldete« es sich. In der Mitte des Kreuzes hatten sich die beiden ineinandergeschobenen Dreiecke mit dem Kreis darum befunden. Ich erinnerte mich auch an die geheimnisvollen Zeichen, die an den Rändern der Dreiecke gestanden hatten. Was sie bedeuteten, hatte ich nie herausfinden können, weil es Lilith, der Großen Mutter, gelungen war, alle Zeichen und auch die Dreiecke sowie den Kreis zu löschen. Aber unter den jetzt verschwundenen Zeichen war noch ein weiterer Kreis eingraviert.
Ein uraltes ägyptisches Henkelkreuz. Es besaß nur drei normale Ecken. Das Oberteil bildete eine ovale Schlinge, und genau das Kreuz leuchtete plötzlich auf.
Noch nie hatte ich dies erlebt und war dementsprechend überrascht. Es war ein intensives, dennoch unnatürliches türkisfarbenes Leuchten, das uns entgegenstrahlte.
Eine Mischung aus grün und blau.
Erwärmt hatte sich mein Talisman dabei nicht. Ich fühlte extra nach, es war die normale Kühle des Silbers, die ich unter meiner Fingerspitze spürte.
Al-Acham war außer sich. »Sie… sie sind da!« keuchte er. »Das ist das Zeichen.«
»Und wo?« Die Frage hatte ich automatisch gestellt. Von dem Ägypter bekam ich keine Antwort, aber mein Kreuz reagierte.
Das Zeichen, das Henkelkreuz, strahlte plötzlich ab. Es war ein türkisfarbener Lichtbogen, der von ihm ausging und schräg auf die Decke der Gruft zufuhr.
Denn dort war sein Ziel.
Aus dem Nichts holte er es. Es ging blitzschnell. Wir beide hörten das Fauchen, als hätte jemand einen mit Benzin getränkten Lappen

angezündet. Im nächsten Moment waberte und puffte schon die dunkelrote Feuerwolke an der Decke auf und riß aus dem Unsichtbaren eine Gestalt hervor, auf die ich gewartet hatte.

»Das ist der Dschinn!« schrie Al-Acham.

Ja, er mußte es sein, und er wirkte im ersten Augenblick sogar lächerlich auf mich. Ich erinnerte mich an die orientalischen Märchen, die ich gelesen hatte. Da saßen oft Geister auf irgendwelchen Sitzkissen oder fliegenden Teppichen.

Und dieser Geist hockte tatsächlich auf einem solchen Gegenstand. Ob es ein Sitzkissen oder ein fliegender Teppich war, konnte ich nicht genau erkennen, mich interessiert mehr die Gestalt, die nicht größer als ein Zwerg war, einen im Verhältnis zum Körper zu großen Kopf besaß und bis auf einen Lendenschurz von undefinierbarer Farbe fast nackt war, so daß ich die türkisfarbene Haut deutlich sah.

Besonders interessierte mich der Kopf. Seine ungewöhnliche Größe war mir schon beim ersten Hinsehen aufgefallen. Dennoch wirkte er irgendwie gedrungen, denn in seiner oberen Hälfte war er dicker als in der unteren. Die Gesichtsform war rund wie ein Apfel. Seine Züge besaßen einen alten, gleichzeitig bösen und auch verkniffenen Ausdruck. Die hohe Stirn zeigte ein Muster von Falten, so stellte ich mir eigentlich einen Giftzwerg vor.

Zum Lachen war diese in der Luft und direkt unter der Decke schwebende Gestalt trotzdem nicht, denn die rechte Hand umklammerte ein Krummschwert, dessen Klinge matt golden schimmerte. Das war eine gefährlich aussehende Waffe, die schon die Breite einer Machete aufwies. Wer von ihr erwischt wurde, konnte mit dem Leben abschließen.

»Er sitzt auf seinem Sattel«, flüsterte Al-Acham.

»Welcher Sattel?«

»Er gehört einem Kamel…«

Das Tier selbst war allerdings nicht zu sehen. Darauf war ich auch nicht scharf, ich dachte darüber laut nach, wie es möglich gewesen war, daß er so plötzlich erschien.

»Ihr Kreuz, Mr. Sinclair. Es hat ihn gelockt.«

So ähnlich hatte ich auch schon gedacht. Nur hockte der Dschinn weiterhin an der Decke, beobachtete uns mit bösen Blicken und tat ansonsten überhaupt nichts.

Ich hielt meine strahlende Waffe fest und ließ den kleinen Teufel nicht aus den Augen. »Was will er?« hauchte ich. »Weshalb kommt er nicht her?«

»Vielleicht hat er einen bestimmten Auftrag bekommen. Er soll nur schauen…«

»Dann ist das nicht dieser Abu Ben Kolc?«

»Nein, der sieht anders aus.«

Noch immer hatte sich unser dämonischer Gast nicht von der Stelle bewegt. Das aber änderte sich blitzartig. Wieder puffte um ihn herum eine Wolke auf, die ihn ansaugte und verschwinden ließ.

Aber er hinterließ einen Gruß.

Das war seine Klinge.

Wuchtig schleuderte er sie nach unten, und das mörderische Krummschwert zielte dabei auf meinen Körper…

***

Vergangenheit

Die Ebene war weit, fast unendlich, der Wind fuhr in heißen Wellen über sie hinweg und brachte die mörderische Hitze der Wüste mit.

Auch jetzt, wo sich der Tag allmählich neigte, hatte die Kraft der Sonne kaum nachgelassen. Als gewaltiger glühender Ball stand sie über den Kuppen der Wanderdünen und schickte die sengende Glut auf das so verlassen wirkende Land, das sie immer mehr ausglühte.

An dieser Stelle der Erde schien die Ewigkeit zu einer Wahrheit werden zu wollen.

Menschen sah man nicht. Wenn welche das Land durchzogen, waren es die Karawanen der Beduinen und Wanderer, die ihre abgesteckten Wege von Wasserloch zu Wasserloch ritten.

Doch so tot, wie das Land aussah, war es nicht. Es existierte Leben in ihm. Die weißen, von der Sonne völlig ausgedörrten Lehmmauern des Klosters lagen im Schutz eines hohen Hügels, der zur Nordseite hin sogar einen Schatten warf. Und auch der Innenhof des Klosters war an manchen Stunden schattig. Hinzu kam ein frisches Grün von Palmen und Dattelbäumen, das überhaupt nicht in die Einöde hineinpassen wollte. Doch die Mönche, die das Kloster bewohnten, hatten mit einem sicheren Blick erkannt, daß es an dieser Stelle Wasser unter dem Wüstenboden gab. So hatten sie gegraben und tatsächlich einen Brunnen entdeckt, der sie mit der so wertvollen Flüssigkeit versorgte. Er war stets abgedeckt, so daß auch ein Sandsturm ihn nicht zuschütten konnte.

Die Mönche lebten bereits lange Jahre hinter den Klostermauern, beteten, arbeiteten und forschten. Sie hatten den kleinen Garten angelegt, in dem das wuchs, was für ihre Ernährung wichtig war und für das körperliche Wohl sorgte.

Es war auch die Zeit, als Muselmanen das Land durchstreiften.

Sie hatten den Auftrag bekommen, mit Feuer und Schwert diejenigen zu ihrem Glauben zu bekehren, die sie antrafen.

Viele Menschen waren unter den Schwertern der Krieger gefallen.

Es waren auch koptische Mönche dabei gewesen, aber das einsame Wüstenkloster hatten die Horden bisher noch nicht entdeckt.

Dennoch lebten die Mönche nicht in Ruhe und Zufriedenheit. Ihr

Anführer, Chamal Gossarah, hatte es sich zur Aufgabe gemacht, die bösen Geister zu beschwören. Er wußte, daß es viele Dinge gab, die er seinen Brüdern nicht mitteilen konnte, und deshalb war er im Kloster zu einem Einsiedler geworden. Nach seiner langen Wanderung hatte er viel über das Kreuz erfahren. Er wußte jetzt ganz genau, daß es existierte. Doch es war nicht für ihn bestimmt.

Jemand hatte von einem Sohn des Lichts berichtet, der in ferner Zeit erschienen war und das Kreuz an sich nehmen wollte.

Damit mußte sich der Mönch zufrieden geben, so schwer es ihm auch fiel. Doch er wollte ein ähnliches Kreuz besitzen und hatte in der Schmiede des Klosters damit begonnen, es herzustellen. Es sollte ihn und die anderen vor den Mächten des Scheitans beschützen und auch vor den gefährlichen Geistern, den Dschinns, die ihm dienten.

Diese Dschinns kannten keine Gnade. Sie waren unterwegs, denn sie hatten die Zeichen der Zeit genau erkannt. Manche von ihnen verbündeten sich mit den Muselmanen und ließen sich von ihnen anbeten. Kriege tobten, Menschen starben, ihr Blut versickerte im Wüstensand. Es waren Zeichen des großen Chaos, auf das alle hofften.

Und der Sand schwieg.

Aber Chamal Gossarah wußte genau Bescheid. Er hatte während seiner langen, intensiven und geistesabwesenden Sitzungen Einblicke in eine Welt bekommen, die ihn das Fürchten lehrte. So wußte er auch, daß andere Kräfte davon erfahren hatten, welche Aufgabe sein weiteres Leben bestimmen sollte.

Sie fürchteten das Kreuz!

Das echte noch mehr, als das, das er nachbilden sollte, und Chamal wußte auch, daß die Dschinns nicht zögern würden, dem Kloster einen blutigen Besuch abzustatten.

Gerechte sollten sterben, um den Ungerechten den Weg zu ebnen.

Sie waren innerhalb des Weißen Klosters nicht mehr sicher, und das hatte Chamal seinen Brüdern gesagt.

Er bat sie auch, aufzubrechen und die Mauern zu verlassen, weil sie keinen Schutz mehr gaben.

»Das werden wir nicht.« So hatten sie widersprochen und ihm noch einmal ihre Treue geschworen.

Chamal konnte ihnen keinen Vorwurf machen, er hätte wahrscheinlich nicht anders gehandelt, und so war ihm nichts anderes übriggeblieben, als seinen letzten Wunsch auszusprechen.

»Begrabt mich bei lebendigem Leib…«

Niemand widersprach, keiner zeigte seine Gefühle, im Gegenteil, man machte sich an die Arbeit und fertigte damals schon eine letzte Ruhestätte an, die starke Ähnlichkeit mit den Särgen späterer Zeiten aufwies. In ihn wurde Chamal Gossarah hineingelegt. Sie sprachen letzte Gebete und schauten dabei auf sein Kreuz, das nicht fertig

geworden war, und das er zwischen den Händen hielt.

»Es wird mich vor dem Bösen schützen«, hatte er immer wieder gesagt. »Niemand kann es überwinden. So wie die Propheten sagten, wird es eintreffen. Schon bald werde ich mit ihnen Zusammensein und auf euch hinabschauen. Deshalb möchte ich noch einmal darum bitten, daß ihr das Kloster verlaßt.«

Sie gingen nicht. Statt dessen nahmen sie den Sargdeckel hoch und stellten ihn auf das Unterteil, so daß beide Hälften fugendicht schlossen.

Dann gingen sie.

Nach drei Tagen erst kamen sie zurück.

Wieder öffneten sie den Sarg.

Vor ihnen lag ein Toter. Sein Gesicht war verzerrt, bläulich angelaufen, das Kreuz aber lag wie festgeschmiedet in seinen starren Händen. Er mußte einen schrecklichen Todeskampf hinter sich gehabthaben, aber er sollte für die Nachwelt erhalten bleiben, deshalb salbte man den toten Körper, entnahm ihm die Eingeweide, wickelte ihn in Tücher und wendete die überlieferten Techniken der Mumifizierung an.

Schließlich waren sie fertig und legten den Körper wieder zurück in den Sarg.

Dann vergaßen sie ihn. Aber nicht die Worte des Toten, denn er hatte sie vor den Dschinns gewarnt.

Die Mönche schickten Späher aus, die bewegungslos in der prallen Sonne auf den Hügeln hockten und in das hitzeflirrende Landhineinschauten. Zeit war für sie relativ geworden. Sie wußten, daß sich auch bei ihnen die Uhr des Schicksals nicht zurückdrehen ließ.

Und sie warteten nicht vergebens.

Das Böse kam.

Die auf den Hügeln sitzenden Späher entdeckten es zuerst. Es war die Stunde, wo der heiße Glutball der Sonne allmählich seine Farbe wechselte. Hatte er zuvor in einem Weißgelb gestrahlt, so wurde er allmählich dunkler.

Die Sonne sank tiefer und färbte den Himmel rot. Er sah aus, als würde er brennen.

Gleichzeitig fielen die Strahlen auch auf das noch von der Hitze erfüllte Land, tauchten es in den dunkelroten Schein, so daß die Wüste wie von einer dünnen Blutspur überzogen aussah.

Die Karawane schien geradewegs aus der Sonne hervorzureiten.

Nur wer sehr gute Augen besaß, konnte sie sehen, und die Späher besaßen scharfe Augen.

Sie sahen die Gestalten zwischen den Hügeln und den von den Hufen der Kamele aufgewirbelten Sand.

Da wußten sie Bescheid.

So rasch wie möglich liefen die Späher zurück und erstatteten Bericht. Die übrigen Mönche nahmen die Worte ihrer Brüder mit unbewegten Gesichtern entgegen.

Sie sagten nicht einmal etwas, nickten nur, und hinter den Klostermauern machte man sich bereit zum Sterben.

Inzwischen näherte sich die unheilvolle Karawane ihrem Ziel.

Hatten die zahlreichen Gestalten beim ersten Sichtkontakt noch wie ein zusammenhängender Pulk gewirkt, hätte ein Beobachter nun Genaueres sehen können.

Auseinandergezogen war die Reiterschar, und sie zählte sieben Kamele mit sieben wüsten Gestalten auf ihren Rücken.

Es waren die Bösen, die aus dem heißen Höllenfeuer entlassenen, die der Scheitan persönlich ausgeschickt hatte, um Unruhe zu stiften. Er hatte die Dschinns erschaffen und jeden einzelnen mit einer übermenschlichen Stärke ausgerüstet. In den Geschickten, die abends an den Lagerfeuern erzählt wurden, kannte man die Dschinns bereits. Man fürchtete sie und ihre Wanderungen durch die Zeiten, aber noch war es ihnen nicht gelungen, den Schnittpunkt zu überwinden und auf die Erde zu kommen.

Bis jemand das Kreuz nachbilden wollte. Und vor dem Kreuz fürchteten sie sich, denn es sollte, so sprach man flüsternd, ein Kreuz geben, das stärker war als alles andere.

Die Dschinns hatten es nicht gefunden, aber die Spur hatte sie zu dem Mann geführt, der mehr wußte.

Er lebte hinter den schützenden Mauern eines der Weißen Klöster, wie sie genannt wurden.

Endlich hatten sie eine Spur. Lange genug waren sie auf der Suche gewesen, und so konnte sie auch nichts und niemand davon abhalten, dem Kloster einen blutigen Besuch abzustatten.

Und blutig würde er werden, das stand für sie fest. Niemand sollte überleben und von ihren Taten berichten können. Sie kannten die Mönche, sie wußten davon, daß sie lieber starben, als sich und ihren Glauben zu verraten.

Und so hatten sie auch ihre gefährlichen Waffen mitgebracht. Die Krummschwerter, die schon so verheerende Blutbäder angerichtet hatten und magischen Gesetzen gehorchten.

An der Spitze der Karawane ritt Abu Ben Kolc. Er war vom Fürsten der Finsternis als Anführer auserwählt worden, und so gab er sich auch. Aufrecht hockte er im steifen Sattel seines Reittieres.

Während die anderen Gestalten, die eine Reihe hinter ihm gebildet hatten mit den nackten türkisfarbenen Oberkörpern ritten, hatte er sich eine lange schwarzgraue Kutte umgehängt, die Kapuze über den Kopf gestülpt, so daß nur mehr sein Gesicht zu erkennen war.

Dies wiederum zeigte sich im Gegensatz zu den runden Köpfen seiner gefährlichen Dschinns lang, hager, verkniffen und bösartig. Die Haut wirkte dabei wie brüchiges Leinen, in den heller schimmernden Augen gloste ein Hauch, der Angst verbreiten konnte, wenn der Anführer jemanden anschaute.

Sie ritten zwischen den Sandhügeln. Jetzt, wo der erste Abendwind aufgekommen war, waren lange Sandschleier in die Höhe geworfen worden und fielen manchmal wie aus Körnern bestehende, dünne Decken über die Reiter.

Das alles hielt sie nicht ab, sich ihrem Ziel in einem gleichbleibenden Ritt zu nähern.

Sie erreichten die letzten Hügel.

Die Dschinns rechneten damit, entdeckt worden zu sein. Das hielt sie nicht davon ab, auf die Klostermauern zuzureiten, und schon sehr bald sahen sie die Festung vor sich.

Das Weiße Kloster lag in der letzten Glut einer allmählich versinkenden Wüstensonne. Rote Schatten hatten sich schleierartig über die Mauern gelegt und gaben ihnen ein völlig anderes Aussehen.

Die Stille war bedrückend. Noch hatte das kleine Tal die Hitze des Tages gespeichert. Erst bei Dunkelheit würde sie die Wärme wieder abgeben, um der Kälte Platz zu schaffen.

Die Dschinns näherten sich dem Eingang. Er bestand aus einem breiten Tor, das durch einen Balken von innen verriegelt werden konnte. Es war auch verschlossen, aber die Dschinns nutzten die Kraft der Schattenwelt aus und schleuderten ihre Schwerter gegen das Holz.

Goldene Klingen wirbelten durch die Luft und trafen todsicher.

Das Holz zersplitterte, breite Risse entstanden. Kleine Feuer loderten plötzlich auf, und wenig später kippte das Tor dem Innenhof des Klosters entgegen.

Die Reiter hatten freie Bahn.

Zuerst ritt Abu Ben Kolc an. Seine Gestalt schaukelte im Takt der Kamelbewegungen. Er sah so aus, als würde er jeden Augenblick aus dem Sattel fallen. Dies täuschte sehr. Abu Ben Kolc, eine Ausgeburt der Finsternis, war ein hervorragender Reiter.

Er war der erste, und er war es auch, der die Stimmen hörte. Das mußten die Mönche sein, aber sie sprachen nicht miteinander, sie sangen zusammen ihr abendliches Gebet.

Der Gesang war dort aufgeklungen, wo sich die größte der Unterkünfte befand.

Die Kirche!

Mit dem sicheren Instinkt eines in der Hölle Geschaffenen, bemerkte Abu Ben Kolc die gefährliche Strömung. Die Mönche wußten, daß es auch für Dschinns nicht gerade gut war, wenn sie die heiligen Räume der Kopten betraten. Sie starben zwar nicht, aber sie fühlten sich nicht

wohl. Deshalb wollten sie es anders versuchen, denn aufgegeben hatte noch keiner von ihnen.

Abu Ben Kolc hob seinen mageren Arm und versammelte seine sieben Reiter um sich.

Auch er trug ein Schwert. Es war besonders lang, die Klinge glänzte auch heller und schimmerte nun im Licht der immer weiter sinkenden Sonne, die ihre Strahlen fast waagerecht über das Land schickte.

Er deutete auf das Haus.

Die Dschinns verstanden den Befehl.

Und sie ritten an!

Plötzlich hatten sie es eilig. Die Hufe ihrer Kamele erzeugten auf dem Boden ein trommelndes Geräusch. Staub und Sand wallten zu einem Vorhang hoch, der die Angreifer begleitete.

Eine mörderische, dem Reich der Finsternis entwichene Horde jagte auf die Mauern der Kirche zu. Kein Schrei wurde ausgestoßen, nur das dumpfe Trommeln der Hufe war zu hören.

Die goldenen Klingen blitzten wie Spiegel, wenn sie geschwungen wurden und aus den wallenden Wolken erschienen.

Dann schlugen sie zu.

Und waren die Mauern auch noch so stark, der geballten Kraft dieser acht Schwerter konnten sie nichts entgegensetzen. Die mit magischer Kraft aufgeladenen Klingen hieben die harten Mauern entzwei, als bestünden sie aus Nilschilf.

Dann brach die Decke.

Ein gewaltiges Krachen rollte über den Innenhof des Klosters.

Donnernd wetterte das Echo zwischen den Wänden, und es verschluckte die Todesschreie der unter der zusammenbrechenden Steinlast sterbenden Menschen.

Nicht alle wurden unter den Trümmern begraben. Einigen Mönchen gelang es, den Massen zu entkommen.

Darauf hatten die grausamen Dschinns gewartet.

Sie sahen die fliehenden Gestalten aus dem Staubschleier hervortauchen. Einige umklammerten ihre Kreuze wie letzte Rettungsanker, warfen sich auf die Knie und wurden dennoch erwischt.

Wieder fegten die Krummschwerter durch die Luft. Schreie erklangen abermals und erstickten, wenn Menschen, tödlich getroffen, zusammen brachen. Ihr Blut versickerte im Sand des Klosterhofes, und es gab keinen, der entkam.

Einer wollte es versuchen. Ein junger koptischer Mönch erreichte soeben die Mauer, wo er ausgerechnet den Anführer der Horde vor sich auftauchen sah.

Abu Ben Kolc schlug gnadenlos zu. Er köpfte den Ärmsten, riß dessen Reittier hart herum und hob das Schwert in die Höhe, zum Zeichen

des Sieges.

Es lebte keiner mehr. Die teuflische Horde hatte ihre schreckliche Bluttat geleistet und ihr Ziel erreicht.

Langsam ritt Abu Ben Kolc durch die Trümmer. Jeden Toten schaute er sich an, und er stieß einen wütenden Schrei aus, als er erkannte, daß der Mönch, den er gesucht hatte, sich nicht unter den Getöteten befand.

Sie durchsuchten das Kloster.

Jeden Raum nahmen sie sich vor, aber sie entdeckten den Eingang zur Gruft nicht.

So blieb ihnen ausgerechnet der verborgen, dem ihr eigentlicher Besuch gegolten hatte. Und auch das Kreuz hatten sie weder gefunden noch vernichten können.

Tote ließen sie zurück, als sie von den Trümmern des Klosters wegritten und wieder in die Wüste eintauchten.

Die Karawane der Dschinns war unterwegs. Sie hatte ihren Auftrag nicht erfüllen können, aber die Reiter wußten genau, daß ein Ende noch nicht erreicht war.

Sie, die Dschinns, hatten eine relative Unsterblichkeit bekommen.

Die Zeit konnte ihnen nichts anhaben.

Irgendwann würden sie zurückkehren. Nicht morgen, nicht übermorgen, sondern erst in einer vielleicht sehr fernen Zukunft.

Mit diesem Gedanken entfernten sie sich von dem zerstörten Kloster. Und es sah so aus, als würden sie direkt in den dunkelrot gewordenen Glutball der Sonne hineinreiten…

***

Wenn ich mein Leben retten wollte, mußte ich innerhalb der nächsten Sekunden reagieren.

Mit dieser Attacke hatte ich nicht gerechnet, aber ich war ja von Al-Acham gewarnt worden.

Auch jetzt schrie er.

Ich schleuderte meinen Körper nach rechts. Dabei geriet ich in die gefährliche Nähe einer Säule, prallte zum Glück nicht dagegen, sondern kam eine Handbreit von ihr entfernt auf.

Ich hörte ein Klirren.

Im Herumdrehen nahm ich innerhalb eines Sekundenbruchteils auf, was geschehen war.

Das Schwert hatte seine Zielrichtung beibehalten, war gegen den Steinboden geschlagen und wieder abgeprallt, so daß es in einer schrägen Linie über den Sarg huschte, hinter dem der Ägypter Deckung gefunden hatte. Soeben noch konnte er den Kopf einziehen.

Ich stützte mich an der Säule ab, als ich aufstand. Gespannt verfolgte ich den Weg der Waffe.

Sie jagte der Deckung entgegen, klirrte aber nicht davor, sondern wurde plötzlich gestoppt, um sich einen Moment später schnell zu drehen. Dabei wurde sie zu einem goldenen Kreisel, der Reflexe und Schatten warf, die sogar bis auf den Sarg fielen und ihn mit einem zuckenden Muster bedeckten.

Auch Al-Acham war wieder hochgekommen. Er blieb aber noch in der Hocke, schaute erst mich an, dann das Schwert und preßte seine Hand gegen den Mund.

Ob er eine Waffe trug, wußte ich nicht. Sicherheitshalber gab ich ihm den Rat, zu verschwinden.

»Nein, ich bleibe.«

»Und das Schwert?«

»Ich weiß auch nicht?«

Zum Glück ließ ich mich von seiner Unsicherheit nicht anstecken.

Ich war nur sauer, daß mein Wagen so weit entfernt stand. Den Bumerang hätte ich gut gebrauchen können. Seine Kraft und weißmagische Stärke hätten die Klinge bestimmt gestoppt.

Die Klinge ließ ich nicht aus dem Auge. Weshalb drehte sie an der Decke noch ihre blitzenden Kreise wie ein Propeller? Von allein bestimmt nicht, das mußte einen Grund haben.

Ich bemerkte, daß der Ägypter seine Stellung wechseln wollte.

Das gefiel mir überhaupt nicht. »Bleiben Sie um Himmels willen dort hocken!« zischte ich ihm zu.

»Weshalb?«

»Vielleicht wartet dieses verdammte Schwert nur auf eine Bewegung von einem von uns.«

»Ja, das kann sein. Aber ewig will ich hier auch nicht hocken. Verstehen Sie?«

»Brauchen Sie auch nicht.«

»Dann stoppen Sie es doch!«

Das hätte mir auch meine Großmutter sagen können. Wie sollte ich das Schwert zur Ruhe bringen? Überhaupt, so etwas hatte ich noch nicht erlebt. Normalerweise steckte die Magie in der Person, die eine Waffe trug. Ausnahmen gab es immer, ich brauchte da nur an Kara zu denken. Hier aber hatte sich alles auf die Waffe konzentriert.

Ich holte die Beretta hervor. Das Ziellicht war zwar nicht besonders, aber wenn ich Glück hatte, konnte es mir durchaus gelingen, die Waffe da oben zu erwischen.

Ich streckte den rechten Arm aus, stützte das Gelenk mit meiner linken Hand ab und zielte sehr genau.

Ich mußte geradewegs in den sich drehenden, wirbelnden und goldfarbenen Kreisel hineinhalten, beseelt von der Hoffnung, daß meine Magie stärker war als das Schwert.

Gerade als ich abdrücken wollte, reagierte die Waffe. Im Bruchteil

einer Sekunde stoppte sie ihre Drehbewegungen und stand für einen Moment still. Jetzt bot sie mir ein Ziel, ich war einfach zu überrascht, um es wahrnehmen zu können.

Im nächsten Moment befand sich das gefährliche Schwert schon wieder auf dem Weg.

Diesmal zielte es nicht direkt auf mich, sondern jagte in einer rasenden Geschwindigkeit, der nur als Reflex wahrnehmbar war, auf den Sarg zu und auf den hinter der steinernen Totenkiste in Deckung liegenden Al-Acham.

»Kopf weg!« Mehr konnte ich für ihn nicht tun. Zum Glück sah ich den dunklen Scheitel verschwinden.

Aber das Schwert war auch nicht auf ihn gezielt, wie ich weiterhin erkennen konnte.

Es wollte in den Sarg.

Und das geschah.

Plötzlich sah ich einen großen Teil der Klinge verschwinden und hörte einen dumpfen Laut, als die Waffe in ihr Ziel eingeschlagen war. Sie schaute noch zur Hälfte aus dem Sarg hervor, ich sah sie sogar zittern und wußte auch, was passiert war.

Die Klinge hatte die mumifizierte Leiche getroffen.

Ich kam hoch.

Zur gleichen Zeit schob sich auch der Ägypter auf die Beine. Er stand näher am Ort des Geschehens als ich, senkte den Kopf und schaute sich das an, was passiert war.

Trotz des Fackellichts sah ich ihn bleich werden. Sein Gesicht zuckte, die Lippen bewegten sich, er redete Worte in seiner Heimatsprache und wankte so weit zurück, bis er gegen eine Säule stieß und erst dort zur Ruhe kam.

Helfen konnte ich nicht mehr. Dementsprechend ließ ich mir Zeit, als ich näher herantrat. Meine Sohlen schleiften über den Boden, ich erreichte den Sarg und blieb so dicht neben ihm stehen, daß ich mit den Hosenbeinen gegen den Stein stieß.

Dann erst senkte ich den Blick.

Das Schwert, gefüllt mit seiner magischen Energie, hatte einen wahren Volltreffer gelandet. Die Wucht hatte es tief in die Brust der Mumie getrieben. In einer Schräghaltung ragte es aus dem Körper, als könnte es sich nicht entscheiden, ob es kippen wollte oder nicht.

Ich sah in das Gesicht der Mumie. Die Aufprallwucht des Schwertes hatte Chamal Gossarahs Leiche zur rechten Seite gedrückt. Am Profil erkannte ich, daß sich die Züge nicht verändert hatten. Dieser Chamal war gestorben, und er war auch kein Zombie, dem die Klinge zum zweitenmal den Tod gebracht hatte.

Weshalb aber hatte die Waffe auf ihn gezielt und nicht auf mich?

Das mußte nicht ohne Grund geschehen sein, auch wenn ich mir im

Augenblick keinen vorstellen konnte.

Ich sah, wie der Ägypter aus seiner Deckung hochkroch. Sein Blick flackerte, er war sehr unruhig und wischte sich über seine Augen.

»Kommen Sie näher!« forderte ich ihn auf.

Al-Acham ging vorsichtig. Er schluckte ein paarmal, stieß pfeifend den Atem aus, hob die Schultern und krächzte sich den Rachen frei. »Es hat ihn erwischt.«

»Ja.« Er nickte. »Die Dschinns geben nicht auf.«

»Weshalb nicht?«

Er hob die Schultern. »Sie wollten ihn zerstören. Das haben sie damals nicht geschafft.«

»Wann war das denn ungefähr?«

»So genau kann ich es nicht sagen. Es liegt eineinhalbtausend Jahre zurück.«

»Also fünfhundert Jahre nach der Zeitwende«, murmelte ich und rieb mein Kinn. Das konnte hinkommen. Da hatte es zahlreiche Kopten in Ägypten gegeben. Sie hatten sich irgendwann einmal von der normalen Kirche getrennt und ihre eigene Glaubensgemeinschaft beibehalten, bis die Mohammedaner kamen und die Kopten gnadenlos verfolgten.

War jetzt das Ziel der Dschinns erreicht?

»Woran denken Sie?« fragte mich der Ägypter.

»Ich möchte gern wissen«, erwiderte ich nach einem langen Atemzug, »ob die Dschinns damit ihr Ziel erreicht haben!«

»Nein!«

Die Antwort klang so bestimmt, daß ich überrascht aufschaute.

»Wie kommen Sie darauf?«

»Ganz einfach. Chamal Gossarah war die Spitze des Eisberges. Der eigentliche Eisberg aber sind wir. Die Dschinns haben die Menschengetötet, die im Kloster lebten. Sie wollten Chamal. Er war für sie nicht greifbar, deshalb nahmen sie sich die anderen vor. Jetzt ist er greifbar gewesen, wir haben nichts verhindern können, und sie werden sich auch nicht geändert haben, sondern auch uns vernichten. Schließlich war er einer der Anführer unserer Glaubensgemeinschaft.«

»Da gebe ich Ihnen recht. Mich wundert, daß die Klinge in einen toten Körper geschlagen ist. Wäre Chamal ein Zombie gewesen, hätte ich das noch begreifen können, so aber geht es über meinen Horizont.«

»Möglicherweise hat das Schwert Chamal gar nicht treffen sollen, sondern ein anderes Ziel.«

»Und das wäre?«

»Schauen Sie sich das Kreuz an.«

Verflixt, weshalb hatte ich selbst nicht daran gedacht? Natürlich, das konnte es sein. Chamal besaß noch sein Kreuz, das Ähnlichkeit mit

dem meinigen aufwies.
Ich beugte mich über den Sarg und stellte fest, daß die gebogene Klinge das Kreuz nicht berührt hatte. Eine Daumenbreite von dem wertvollen Stück entfernt war sie in den Körper gejagt.
Besaß dieses Schwert überhaupt die Kraft, das Kreuz zu zerstören? Ich wollte es ausprobieren und nahm den kostbaren Gegenstand an mich. Er war schwerer als mein Kreuz. Als es auf meiner Handfläche lag, wurde sie nach unten gedrückt.
»Was haben Sie vor?« fragte der Ägypter.
»Ich will nur sehen, ob das koptische Kreuz die Kraft besitzt, um das Schwert zu zerstören.«
Chamal ging einen Schritt zurück. »Das ist natürlich nicht ohne Risiko, Mr. Sinclair.«
»Weiß ich selbst.« Verhindern ließ sich meine Aktion nicht mehr.
Ich brachte das Kruzifix in die Nähe der Klinge und stand dabei selbst wie auf dem Sprung. Falls etwas passierte, wollte ich so rasch wie möglich wieder Deckung finden. Zudem vertraute ich meinem Kreuz, das offen vor der Brust hing.
Im nächsten Augenblick berührten sich das Kreuz des Kopten und die leicht golden glänzende Schwertklinge.
Der Schrei war tierisch!
Nicht ich hatte ihn ausgestoßen, sondern der Tote. Er drang aus dem Sarg, hallte durch die Gruft, die Echos schmetterten zwischen den Wänden, ich zuckte zurück und sah Chamals erschrecktes Gesicht.
Zum Glück stand ich weiter vom Sarg entfernt, da sich in seinem Innern die nächsten Ereignisse abspielten.
Das Schwert zitterte auf einmal, begann sich zu drehen und löste sich im nächsten Augenblick aus dem Körper der Mumie.
Mit starrem Blick verfolgte ich die seltsam torkelnden Bewegungen, mit denen es der Decke entgegenschwebte, und ich vernahm abermals den gellenden Schrei.
Diesmal hatte ich genau aufgepaßt. Nicht aus dem Sarg war er gedrungen, sondern aus der Klinge. Als würde in ihr der Geist eines Menschen stecken. Oder eines Dschinns.
Dann kippte das Krummschwert. Zwischen dem Sarg und mir landete es am Boden, blieb liegen und entließ einen Moment später seine unheimliche Magie.
Die plötzlich hochpuffende Wolke war pechschwarz, stank widerlich und sah auch fettig aus. Sie stieg in die Höhe, und ich entdeckte in ihr eine kleine zwergenhafte, türkisfarbene Gestalt.
Das war der Dschinn. Und er wurde vernichtet. Schwert und Geist hatten eine Einheit gebildet. Durch die Kraft des koptischen Kreuzes war diese Einheit zerrissen worden, und jetzt starben beide.
Am Fußende des Steinsargs sank die Fettwolke zusammen und

breitete sich lachenartig aus.

Ich stand als Beobachter daneben, und mir fiel auf, daß sich der gasförmige Zustand verändert hatte. Als ich mich bückte und über den Boden faßte, hinterließ die Spitze meines Zeigefingers einen helleren Strich inmitten eines fetten Schmiers.

»Wie Öl!« flüsterte ich.

Al-Acham hatte die Worte gehört und war zu mir gekommen.

Auch er probierte. »Ja, Sie haben recht. Das Zeug fühlt sich tatsächlich so an. Es kann eine Ölspur sein.«

»Wie ist das möglich?«

»Da kann ich Ihnen keine Antwort geben, Mr. Sinclair. Eins steht fest. Sie haben einen der Dschinns vernichtet.«

»Nein, das Kreuz.«

»Das kommt aufs gleiche raus.«

Die gebückte Haltung war mir einfach zu unbequem. Ich kam wieder in die Höhe und schaute sehr nachdenklich auf das, was vor meinen Fußspitzen lag. Mit der Fußspitze rührte ich noch einmal darin herum.

Es gab keinen Zweifel. Der gefährliche, mordgierige Dschinn hatte sich tatsächlich zu einer fettigen Schmiermasse aufgelöst, die nun den Boden bedeckte.

Ich schüttelte den Kopf. Überraschungen erlebte man immer wieder. Auch ich in meinem Job, wo ich schließlich an verdammt viele Dinge schon gewöhnt war.

»Wollen Sie das Kreuz haben?« fragte ich, einem plötzlichen Impuls folgend, den Ägypter.

Er hob die Hände und wehrte ab. »Nein, das Kreuz ist Ihre Waffe. Ich kann es nicht annehmen.«

»Unsinn. Ich habe mein Kreuz.«

»Sie müssen es behalten.«

»Wir werden sehen.« Einen letzten Blick warf ich auf den Sarg.

Ich hatte keine Lust mehr, noch länger in der Gruft herumzustehen, denn gemütlich war es hier unten nicht.

Al-Acham hatte bemerkt, mit welchen Gedanken ich mich beschäftigte. »Wollen Sie gehen?«

»Ja.«

»Und die Mumie?«

»Können wir hierlassen«, erklärte ich. »Sie bringt uns nichts mehr. Ich habe jetzt das Kreuz und bin praktisch zu einem Angriffspunkt für die Karawane der Dschinns geworden.«

»Wie kommen Sie darauf? Auf Karawane?«

Ich lachte. »Fiel mir gerade ein. Wissen Sie, für einen Moment hatte ich tatsächlich geglaubt, es hier mit einem Phänomen zu tun zu haben, aber jetzt bin ich beruhigt. Auch die Dschinns sind nicht unschlagbar.«

»Der war allein«, bemerkte Al-Acham.

»Wie meinen Sie das?«

»Denken Sie mal nach. Wenn mehrere zusammen auftauchen, sieht die Sache schon schlimmer aus.«

»Lassen wir sie erst einmal ihre Wunden lecken. Und kommen wir auch zu anderen Dingen. Wo befinde ich mich eigentlich?«

»In Soho. Hier steht auch unsere Kirche. Wir haben Sie auf das Grundstück geschafft.«

Ich kenne London zwar ganz gut, von einer koptischen Kirche hatte ich bisher noch nichts gehört. Man lernte eben nie aus.

»Darf ich vorgehen?« fragte Al-Acham.

»Sicher, Sie kennen sich ja aus.«

»Danke.«

***

Wenig später hatten wir die Gruft verlassen. Die großen Probleme aber waren geblieben.

Im Kamin brannte ein Feuer. Der Widerschein gelbroter Flammenzungen malte sich auch an der mit Holz getäfelten Decke ab und zeichnete dort sein zuckendes Muster. Auf dem Boden lagen wertvolle Teppiche, die Möbel zeigten ebenfalls Stil, und die Bilder an den Wändenerzählten in ihren Motiven von einer langen koptischen Leidensgeschichte.

Sessel oder Sofas entdeckte ich nicht, nur Sitzkissen, und auf einem dieser Kissen hatte ich meinen Platz gefunden. Der Raum gefiel mir. Die Einrichtung und das Feuer machten ihn gemütlich, und er gehörte ebenfalls zur Kirche der Kopten.

Auf meinen Oberschenkeln stand ein Telefon. Zum Glück hatte ich im Büro angerufen, denn dort rotierte man. Sir James hatte schon eine Großfahndung einleiten wollen. Ich konnte ihn beruhigen, redete über den neuen Fall und bat ihn, mir doch Suko zu schicken.

»Reicht nicht einer?«

»Nein, Sir. Wenn es stimmt, was ich vermute, müssen wir verdammt auf der Hut sein.«

»Gut, ich sage dem Inspektor Bescheid. Er ist gerade dabei, die Aktion abzublasen und auch die Zeugen nach Hause zu schicken, die den Überfall auf Sie gesehen haben.«

»Ich würde sagen, daß es eine etwas ungewöhnliche Einladung war. Mir ist nichts passiert. Allerdings hätte ich gern meinen Wagen.«

»Er wurde schon zu uns hin abgeschleppt, wegen einer genauen Untersuchung.«

»Dann kann Suko ja mit dem Bentley kommen, Sir.«

»Ich werde es ihm ausrichten.«

»Danke.«

Es war gesagt worden, was gesagt werden mußte. Deshalb legte ich auf. Allein befand ich mich nicht in dem Aufenthaltsraum. Al-Acham hatte mich begleitet.

»Ich danke Ihnen«, sagte er.

Mein Lächeln fiel fragend aus. »Wofür?«

»Daß Sie keine weiteren Maßnahmen gegen uns ergreifen.«

Aus der linken Jackentasche holte ich meine Zigarettenschachtel hervor. Al-Acham war schneller. Er reichte mir seine. »Probieren Sie die mal. Eine Zigarette aus echten Orienttabaken.«

Die Packung war hellblau. Ich hatte sie schon mal in einem Geschäft gesehen, aber noch keinen Glimmstengel dieser Sorte geraucht. Deshalb probierte ich die oval gedrehten Stäbchen.

Die Zigarette schmeckte anders, aber nicht schlecht. Dennoch würde ich mich an diese filterlose Marke nicht gewöhnen können.

Wie eine kleine Wolke stand der Rauch zwischen uns beiden. Der Ägypter nickte gedankenschwer. »Einen haben wir«, murmelte er.

»Bleibt noch der gefährliche Rest.«

»Mit wie vielen Dschinns müssen wir rechnen?«

»Die Legende spricht von sieben plus Abu Ben Kolc.«

»Einen können wir abziehen.«

»Bleiben leider immer noch genug.«

»Das stimmt. Wobei sich ferner die Frage stellt, wo wir sie erwischen können?«

Al-Acham stand auf, begann leise zu lachen und ging durch den großen Raum. Er verschränkte die Arme auf dem Rücken, schüttelte den Kopf, während ich ihn beobachtete.

»Das ist alles so verdammt kompliziert«, sagte er. »Die Dschinns werden sich nicht mehr in unserer Dimension aufhalten. Davon bin ich fest überzeugt, Mr. Sinclair.«

»Das glaube ich auch. Nur müssen sie, wenn sie etwas erreichen wollen, irgendwann wieder hervorkommen.«

Der Ägypter blieb stehen. »Das ist richtig.« Scharf und auch fragend schaute er auf mich. »Aber wo?«

Ich hob die Schultern. »Sorry, damit bin ich überfragt. Müßten Sie das nicht besser wissen?«

»Nein.«

»Wieso nicht?«

»Weil diese türkisfarbenen Teufel einfach unberechenbar sind, Mr. Sinclair. Das ist grausam. Sie erscheinen urplötzlich und an Orten, wo wir nicht mit rechnen.«

»Das heißt überall?«

»So ist es.«

Ermutigend war seine Antwort nicht gewesen. Wenn diese Wesen ihren vor langer Zeit angefangenen Rachefeldzug fortführen wollten,

konnte es zu einem Chaos kommen. Ich brauchte nur an die gefährlichen Schwerter zu denken, die bestimmt keinerlei Rücksicht auf Unschuldige nahmen, wenn sie geschleudert wurden. Zudem konnten die Waffen von ihren Besitzern getrennt werden!

Auf meiner Handfläche spürte ich die Feuchtigkeit. Sie rann auch über meinen Rücken, der Hals wurde trocken, ich hörte die Stimme des Ägypters.

»Nun, Mr. Sinclair? Ist Ihnen einiges klargeworden?«

»Ja.«

»Rechnen wir mit dem Schlimmsten.«

Ich versuchte einen Funken der Hoffnung zu findet. »Nein, so will ich es nicht sehen. Was haben normale Menschen mit diesen Dschinns zu tun? Welchen Grund sollten die dämonischen Wesen haben, sie umzubringen? Keinen. Ich bin derjenige oder Sie und Ihre Freunde.«

»Wenn Sie sich daran halten würden…«

»Auch Dämonen unterliegen gewissen Gesetzen. Das ist so, das war früher auch so. Daran haben auch die fortlaufenden Zeiten nichts geändert. Glauben Sie mir.«

»Das möchte ich gern. Dennoch bin ich skeptischer. Die Schriften sprechen von der ungeheuren Grausamkeit diese Wesen. Sie nehmen keine Rücksicht. Auf nichts und niemand.«

Ich drückte die Zigarette aus. Letzte Funken flogen in die Höhe.

»Es müßte uns gelingen, den Anführer dingfest zu machen. Dann sähe die Sache anders aus.«

»Da haben Sie recht. Nur wird Abu Ben Kolc dies auch wissen und sich entsprechend vorsehen.«

»Kennen Sie ihn?« fragte ich.

»Nein, das ist nicht möglich…«

Ich schüttelte den Kopf. »So meine ich das nicht. Steht in den Überlieferungen etwas über ihn? Zum Beispiel eine Beschreibung seiner Person? Ist er ebenfalls ein zwergenähnliches Wesen wie die übrigen Dschinns?«

»Das ist er nicht. Ich habe in den Schriften gelesen, daß er anders aussehen muß.«

»Und wie?«

»Sie dürfen das nicht so wörtlich nehmen. Man spricht da von einer großen dunklen Gestalt, die eine Kontrolle über die Dschinns besitzt. Abu Ben Kolc soll am gefährlichsten sein.«

»Vielleicht hält er sich auch feige zurück.«

»Wie kommen Sie darauf, Mr. Sinclair?«

Ich winkte ab. »Erfahrung, mein Lieber. Alles nur Erfahrungswerte.«

Er lächelte gequält. »Sie sind natürlich der Fachmann. Ich sehe das ein wenig anders.«

Ich wechselte das Thema. »Dschinns sind Geister«, sagte ich. »Und

Geister kann man beschwören.«
»Sie wollen die Dschinns aus ihrer Welt hervorlocken?«
»So ist es.«
»Können Sie das denn?« Al-Acham hatte wieder Platz genommen.
»Wenn Sie mir helfen.« Er winkte ab. »Hören Sie, Mr. Sinclair. Ich bin nur ein kleiner Bot schaftsangestellter. Ich kenne mich in Paragraphen und Gesetzen aus, aber bei der Beschwörung von Geistern muß ich leider passen. Damit habe ich mich nie beschäftigt.«
»Und die anderen Männer?«
»Auch nicht. Sie haben normale Berufe. Leben hier in London, sind Geschäftsleute oder Handwerker. Als Gemeinsamkeit besitzen wir unseren koptischen Glauben.«
»Kein Geisterbeschwörer darunter?«
»Nein.« Ich mußte ihm glauben, auch wenn es mir schwerfiel. Anschließend verfiel ich in dumpfes Nachdenken. Das sah alles nicht gut aus. Ich hockte hier, wußte von einer Gefahr und war gezwungen, darauf zu warten, daß etwas geschah. Gern hätte ich den Fall forciert und die Beschwörung selbst in die Hand genommen, aber man kann nicht alles. Die orientalische Magie ist und war für mich ein fremdes Gebiet. Ein weißer Fleck auf der Landkarte des Bösen. Ich kam damit einfach nicht zurecht und hätte mir erst Wissen aneignen müssen, um etwas zu erreichen.
Okay, ich hatte mein Kreuz. Auch das der Kopten stellte eine Gefahr für die Dschinns dar, aber war es absolut tödlich?
Diese Frage konnte ich nicht mit einem sicheren Ja beantworten.
Es blieb mir nichts anderes übrig, als auf die neuen Ereignisse zu warten oder darauf zu hoffen, daß uns trotz allem noch eine Chance geboten wurde.
Es klopfte. Al-Acham stand auf. Er bat um Eintritt.
Einer der Männer, die mich mit entführt hatten, betrat den Raum.
Hinter ihm erkannte ich meinen Freund und Kollegen Suko, der meinen Einsatzkoffer trug.
»John!« rief er, kam auf mich zu, schlug mir auf die Schultern und schaute mich prüfend an. »Du machst vielleicht Sachen, Mensch! Bringst den halben Yard auf Trab.«
»Dafür muß ich mich entschuldigen«, sagte Al-Acham und verbeugte sich, während der andere Mann die Tür hinter sich schloß.
»Es hat mir auch leid getan, aber ich sah eben keine andere Chance, Ihren Kollegen auf die Dringlichkeit des Falles hinzuweisen.«
»Seien Sie froh, daß John Sinclair für Sie gesprochen hat. Unser Chef, Sir James, war auf 200.«
»Ich werde mich noch schriftlich bei ihm entschuldigen.«
»Das ist nicht mein Bier.« Suko wechselte das Thema und wandte sich an mich. »Was ist eigentlich geschehen?«

Er bekam von mir einen stichwortartigen Bericht.
»Mann«, sagte er und rieb seinen Nacken. »Da kann ja etwas auf uns zurollen.«
»Und wie.«
»Den Koffer habe ich jedenfalls mitgebracht. Vielleicht gelingt es dir, die Dschinns mit dem Bumerang aus der Luft zu pflücken.«
Mein Freund hatte den Einsatzkoffer auf ein Sitzkissen gelegt. Ich ging hin und öffnete die Schlösser. Der Deckel schwang in die Höhe.
Auch Al-Acham war an mich herangetreten. Zusammen mit mir schaute er sich den Inhalt des Koffers an.
Ich holte den Bumerang hervor. Staunend wurde er betrachtet.
»Der sieht ja toll aus«, flüsterte er. »Haben Sie ihn herstellen lassen oder gefunden?«
»Nichts von beidem«, erwiderte ich, ohne auf Einzelheiten einzugehen. Es brauchte ihn nicht zu interessieren, daß der Bumerang aus den letzten Seiten des Buchs der grausamen Träume entstanden war. Bisher hatte ich ihn nur einsetzen können, ohne allerdings mehr über ihn zu wissen. Vielleicht gelang es mir mal, an das Buch der grausamen Träume wieder heranzukommen. Dann würde ich bestimmt mehr über diese Waffe erfahren.
Ich steckte ihn zwischen Gürtel und Körper. Das war zwar unbequem, aber so etwas mußte ich eben in Kauf nehmen.
Al-Acham schaute noch immer in den Koffer. Er wollte schauen, was es noch an Waffen gab.
Viel war es nicht. Eine Ersatzberetta, die Eichenbolzen verschießende Druckluftpistole, magische Kreide und ein ovaler flacher Stein, der grüngrau schimmerte und auch ein Motiv besaß. Es zeigte eine Schlange, die sich selbst in den Schwanz biß.
Damit wurde der Kreislauf der Welt oder des Lebens überhaupt dokumentiert. Der Anfang und das Ende. Irgendwo gehörten beide wieder zusammen. Dann schloß sich der Kreislauf.
Wir hörten ihn schneller atmen.
»Was haben Sie?« fragte ich.
»Meine Güte, das ist eine gnostische Gemme!«
»Ja.«
Er schaute mich groß an. »Mehr sagen Sie nicht dazu, Mr. Sinclair?«
»Nein, wie sollte…?« Plötzlich wurden meine Augen groß. Verdammt, der Mann hatte mich auf eine Idee gebracht, die ich eigentlich hätte schon früher haben müssen.
Die Gemme war es! Sie stammte aus dem Orient, sogar aus Ägypten. Ich hatte sie wenig eingesetzt. Zuletzt gegen das gewaltige Ölmonster, und da hatte sie hervorragend reagiert. Die Gemme mußte aus der Zeit stammen, in der auch Chamal Gossarah gelebt hatte. Da war nämlich auch die Sekte der Gnostiker entstanden, die ihre Heimat im

kleinasiatischen Raum gefunden hatten.
»Sie überlegen, Mr. Sinclair?« fragte mich der Ägypter.
»Ja, und ich mache mir gleichzeitig auch Vorwürfe, daß ich nicht früher an sie gedacht hatte.« Mit diesen Worten griff ich in den offenen Koffer und nahm die Gemme an mich. Sie war zudem noch an einer Lederschnur befestigt, so daß ich sie mir umhängen konnte.
»Kann ich sie mal anfassen?« fragte Al-Acham.
»Bitte.« Ich legte sie ihm in die offene Handfläche. Er ging einen Schritt zurück, seine Mundwinkel zuckten dabei, die bekamen einen düsteren Glanz, und er nickte.
»Was haben Sie?«
»Nichts, nichts«, sagte er schnell und gab sie mir zurück. »Sie ist heidnisch, nicht?«
»So heidnisch wie die Gnostiker. Sie haben sich ja vom Christentum abgespalten.«
»Ich weiß«, preßte er hervor.
»Gnostiker sind nicht die Freunde der Kopten gewesen«, sagte ich.
»Da haben Sie recht, Mr. Sinclair.«
»Das hat nichts mit unserem Fall zu tun«, erklärte ich. »Könnte ich durch die gnostische Gemme etwas gegen unsere Feinde erreichen? Sie damit beschwören?«
»Das müßten Sie versuchen.«
»Wenn Sie mir helfen.«
»Es ist fraglich, ob ich das kann. Wie ich schon erwähnte. Gnostiker und Kopten haben sich nie verstanden. Wir waren praktisch Feinde. Deshalb möchte ich mich damit nicht belasten, wenn Sie verstehen.«
»Im Prinzip schon. Nur sollte man bei dieser Gefahr über den eigenen Schatten springen.«
»Versuchen Sie es.«
»Und Sie sind nicht dabei?« erkundigte sich Suko.
»Nein, ich kann es nicht.« Er verzog das Gesicht und wand sich wie ein Wurm. »Ich kann Ihnen gern die alten Schriften überlassen, wo auch Beschwörungsformeln der Gnostiker verewigt sind. Wir haben einige Bücher retten können. Das heißt, Mönche haben sich die Arbeit gemacht und die Berichte, die auf alten Steintafeln verewigt waren, übersetzt.«
»Was war das?« wollte ich wissen. »Ich habe bisher nur von irgendwelchen Gebeten gehört.«
»Die gab es auch. Doch schon damals existierte der Unterschied zwischen Gut und Böse. Das wußten auch unsere Vorfahren, und sie handelten entsprechend. Sie haben ebenfalls versucht, den Kreislauf der Welt oder die Unterschiede zwischen Gut und Böse zu begreifen. Die Natur war damals noch stärker als heute. Aus ihr haben sie die Kraft der alten Beschwörungen und Formeln genommen.«

Die Erklärung befriedigte uns beide nicht, denn auch Suko schüttelte den Kopf.

»Es ist alles sehr vage«, meinte er.

»Mehr kann ich Ihnen auch nicht sagen. Versuchen Sie es. Nehmen Sie die Gemme und vielleicht auch das Koptenkreuz. Ich hole Ihnen jetzt die alte Schrift.«

»Danke.«

Der Ägypter verschwand. Suko schaute auf die Tür, die Al-Acham hinter sich geschlossen hatte. Das nachdenkliche Gesicht meines Freundes veranlaßte mich zu einer Frage.

»Was hast du?«

»Mir gefällt seine Reaktion nicht.«

»Wieso?«

»Er ist richtig nervös geworden.«

»Stimmt.«

»Mehr sagst du nicht dazu?«

»Was soll ich noch alles sagen? Vielleicht will er nicht an die Vergangenheit erinnert werden. Möglicherweise steigt ihm das Ganze auch über den Kopf. Wichtig ist nur, daß es uns gelingt, die Dschinns zu beschwören und ihre Karawane damit zurückzuhalten. Wenn die über London herfallen, nicht auszudenken.«

»Du willst sie also konzentrieren?«

»Ja. Und zwar hier.«

»Und wenn sie tatsächlich aus dem anderen Reich geholt werden können. Was machst du dann?«

»Werden wir sie uns vornehmen. Aber richtig, das kann ich dir versprechen. Du mußt nur auf die verdammten Krummschwerter achtgeben. Diese Dschinns sind mit ihren Waffen eine Verbindung eingegangen. Als ich gegen das Schwert kämpfte, war die Klinge vom Geist des Wesens durchdrungen. Beide bildeten eine Einheit.«

»Wenn du das sagst, mußt es so sein.« Suko wechselte das Thema.

»Wo ist eigentlich das Koptenkreuz?«

Ich hatte es auf einen kleinen Tisch gelegt und zeigte es Suko.

Mein Freund bekam große Augen. »Verflixt, das hat ja die gleiche Form wie das von dir.«

»Ja.«

»Und wie ist das möglich?«

»Dieser Chamal Gossarah, der Schmied des Kreuzes, wußte bereits von meinem. Und er wollte ein ähnliches Kreuz nachbauen. Hesekiel hat ja einige hundert Jahre früher gelebt, aber die Herstellung des Kreuzes in der babylonischen Gefangenschaft muß so etwas Eklatantes gewesen sein, daß es sich schon im Altertum herumgesprochen hatte. Wer weiß heute schon, welche Geschichten man sich an den Lagerfeuern erzählte?«

»Babylon ist gut«, murmelte Suko. »Denk mal an deinen Dolch, der noch immer verschwunden ist.«

»Hör nur auf!« Ich winkte ab.

»Willst du ihn nicht mehr?«

»Doch, und ich bin sicher, daß ich ihn auch wieder zurückbekomme. Wie auch den Würfel des Unheils.«

»Dann reiß ihn dem Spuk mal aus den Klauen.«

Das Thema schlossen wir ab, denn Al-Acham kehrte zurück. Er trug ein dickes Buch unter dem Arm. Neu war es nicht mehr. Der alte Ledereinband sah schon sehr mitgenommen aus. Das Buch legte der Ägypter auf einen kleinen Tisch.

»So, das ist es.«

Ich schaute mir das Werk an. »Hat es keinen Titel?« Auf der Vorderseite und dem Buchrücken hatte ich nichts davon entdeckt.

»Nein.«

»Weshalb nicht?« fragte Suko.

Al-Acham hob die Schultern. »Es tut mir leid, da kann ich Ihnen keine Auskunft geben.«

Ich winkte ab. »Schon gut, ist auch unwichtig. Wollen Sie während der Beschwörung bei uns bleiben?«

Heftig wehrte er ab. »Nein, das ist allein Ihre Sache.«

Ich gab mich locker. »Weshalb reagieren Sie so ungewöhnlich scharf?«

»Sie müssen wissen, daß ich etwas gegen Gnostiker habe. Das liegt in der tiefsten Vergangenheit begründet.«

»Dann wären das Koptenkreuz und die Gemme sich auch feindlich gesonnen.«

»Möglicherweise.«

»Und wir gerieten zwischen die Fronten?« vermutete Suko.

»Damit müssen wir leider rechnen. Noch können Sie es sich überlegen, Gentlemen.«

»Nein!« Mit diesem Wort beendete ich die fruchtlose Diskussion.

Der Ägypter wünschte uns noch viel Glück, bevor er das Zimmer verließ.

»Überzeugt hat der mich weiterhin nicht«, sagte Suko und schaute mich fragend an.

Ich enthielt mich eines Kommentars. »Machen wir uns an die Arbeit«, sagte ich statt dessen…

***

Beverly Hills Cop hieß der Film, und er hatte in den Staaten einen sagenhaften Siegeszug angetreten. Eddie Murphy, der dunkelhäutige Hauptdarsteller, hatte alle Register seines Könnens gezogen und dem Streifen zu einem sagenhaften Kassenerfolg verholfen.

Aber nicht nur in den Staaten, auch in Europa. Nach den GHOSTBUSTERS nun der irre Cop, der im vornehmen Beverly Hills alles auf den Kopf stellte.

Die Vorstellungen in den Londoner Kinos waren schon an den frühen Nachmittagen ausverkauft, und da zahlreiche Kopien existierten, hatten auch kleinere Kinos die Chance, den Film zu spielen.

So auch eines in Soho. Es war eingerahmt von Bars, Sex-Shops, Schnell-Imbissen und Absteigen. An diesem trüben Mittag sahen auch die Sex-Paläste trostlos aus. Die Wolken lagen tief über den Dächern der Häuser. Manchmal rieselte aus der bleigrauen Masse ein minutenlanger Schneewirbel.

Frühling wollte es einfach nicht werden.

Das störte diejenigen, die sich den Film anschauen wollten, nicht.

Die kleine Vorhalle des Kinos war gefüllt. Zudem rauchgeschwängert, denn fast jeder qualmte.

Es roch nach Zigaretten und Schweiß. Noch hatte der Besitzer seinen Kinoraum nicht geöffnet. Jemand hatte den Schlüssel verlegt, den der Mann wütend suchte. Schließlich hatte er ihn gefunden, drängte sich durch den Pulk der Wartenden, schloß auf und mußte sich an die Wand drücken, um von dem Strom der in den Kinosaal eilenden Besucher nicht mitgerissen zu werden.

Über den Andrang beschwerte er sich nicht. Seiner Ansicht nach konnte jede Vorstellung so gut besucht werden.

Fünf Minuten später ging es los. Zuerst mit der üblichen Reklame.

Es folgte eine Vorschau und dann kam der Film.

Die Gespräche verstummten. Schon wenig später waren erste Lacher zu hören. Eddie Murphy riß selbst den müdesten Penner vom Sitz, wenn er richtig loslegte.

Das zumeist jugendliche Publikum amüsierte sich köstlich und starrte auf die sich schnell bewegenden Bilder.

Alles lief normal. Auch für den Vorführer, der seine Kabine verlassen hatte, an der Kasse saß, einen Tee trank und an einem Glimmstengel nuckelte.

Durch einen Türspalt zog die kühle Luft, und der Mann fror selbst in seinem dicken Pullover.

Auf der Wand lief der Film weiter. Starke Szenen wurden gezeigt, das Publikum war begeistert, bis zu dem Augenblick, wo sich urplötzlich alles änderte.

Auf einmal waren die Bilder der fortlaufenden Handlung verschwunden. Es war auch keine Leinwand in ihrer Naturfarbe weiß zu sehen, sondern in einer gelblichen Fülle, die alles bis in den letzten Winkel ausfüllte.

Einige Sekunden brauchten die Zuschauer, um ihre Überraschung zu überwinden.

Dann erfolgten die ersten Beschwerden. »He, verdammt, was soll das?« rief ein junger Bursche in der dritten Reihe.

Sein Freund begann auf den Fingern zu pfeifen. Andere stimmten in das Konzert mit ein.

»Wir wollen den Eddie sehen!« schrie ein Mädchen und kicherte danach verschämt.

Eine Gruppe von vier Punkern stand auf. Ihre Schreie begleiteten sie mit einem wütenden Klatschen. Ungefähr zehn Sekunden dauerte der Lärm, der in einen wahren Trampelsturm mündete und plötzlich abbrach, da sich auf der Leinwand etwas tat.

Ein Flimmern war zu sehen. Schwarze und weiße Streifen lockerten das gelbe Bild auf, zuckten hin und her und verschwanden urplötzlich, um den Bildern Platz zu schaffen.

Aber nicht für die Szenen aus *Beverly Hills* und Eddie Murphy.

Statt dessen präsentierte sich dem Betrachter eine weite, leere und unheimlich wirkende Wüstenlandschaft. Über ihr stand als brennender Ball eine heiße Sonne, die ihre sengenden Strahlen auf die Hügel und in die Täler schickte.

Ein leeres, ein ödes Land, unermeßlich weit und menschenfeindlich. Dennoch waren Menschen zu sehen.

Im Hintergrund erschienen sie. Zuerst sehr klein, so daß die Zuschauer sie nicht auseinanderhalten konnten. Einige Besucher hatten noch nicht wieder ihre Plätze eingenommen und mußten sich dementsprechende Beschwerden anhören.

»Los, hinsetzen! Ihr seid nicht aus Glas, verdammt!«

Widerspruchslos setzten sich die Leute und schauten weiter zu.

Es war ein anderer Film, es mußte ein anderer Film sein, aber keiner der Zuschauer beschwerte sich. Sie saßen da wie Puppen, schauten auf die Leinwand und schienen von der Fläche regelrecht hypnotisiert zu sein.

Da bahnte sich etwas an…

Reiter näherten sich dem vorderen Rand der Leinwand. Jetzt konnten sie schon erkannt werden, wie auch die kleinen Sandwolken, die ihre Kamele aufwirbelten.

Niemand beschwerte sich mehr. Obwohl auf der Leinwand nur eine anreitende Karawane zu sehen war, empfanden die Besucher ein Gefühl der Spannung und Erwartung, wie sie es noch nie erlebt hatten.

Allmählich schälten sich auch die Reiter hervor. Sie hockten in den Spezial-Sätteln ihrer Tiere, schaukelten im Rhythmus des Laufs und hatten ihre Blicke starr geradeaus gerichtet.

Die türkisfarbene Haut war mehr als ungewöhnlich! Ebenso wie die Schwerter mit den krummen, golden glänzenden Klingen, die aus den Fäusten in die heiße Luft stachen, hin und wieder von Sonnenstrahlen

berührt wurden und aufglänzten.
Es waren sechs Reiter, die sich auf der Leinwand bewegten und immer deutlicher hervortraten.
Einzelheiten waren zu erkennen. Die Zuschauer merkten, daß etwas nicht stimmte. Obwohl die Figuren auf ihren Kamelen hockten und eigentlich nur im Film zu sehen waren, strömte von ihnen eine Gefahr aus, die gerade von schwachnervigen Zuschauern genau registriert wurde.
Jemand stöhnte auf.
Es war eine Zuschauerin in der vierten Reihe. Man konnte sie als sensible Person bezeichnen, denn sie spürte die fremde Kraft, die sich im Kinosaal ausgebreitet hatte.
Die Kraft war da und hatte sich glockenartig über dem Zuschauerraum ausgebreitet.
Es war ruhig geworden.
Fast totenstill…
Blasse Gesichter mit großen, weit geöffneten Augen starrten auf die Bilder. Der erste Reiter hatte sein Ziel erreicht. In einer Großaufnahme war er für einen Augenblick zu sehen. Ein jeder erkannte sein böses Gesicht. Obwohl es einen menschlichen Ausdruck besaß, strahlte es doch eine so große Kälte und Gnadenlosigkeit aus, daß einige der Zuschauer fröstelten.
»Das ist furchtbar«, hauchte jemand.
Er hatte recht, und es sollte noch furchtbarer werden, denn eine uralte Schwarze Magie hatte es geschafft, die Kontrolle zu übernehmen. Davon allerdings ahnten die Besucher nichts.
Die sechs Reiter bauten sich in einer Reihe auf.
Noch taten sie nichts. Unbeweglich hockten sie in dieser Kampfformation auf den Sätteln und starrten ins Publikum.
Es gab wohl keinen mehr unter den Zuschauern, der von diesem Anblick kalt gelassen wurde. Ein jeder spürte die Blicke auf sich gerichtet, so daß ein Gefühl aufkam, selbst alles zu erleben und nicht auf die Leinwand und auf einen Film zu schauen.
Böse, abschätzende und wissende Blicke wurden den Zuschauern entgegengebracht. Alles wirkte so echt, so wahr. Manche hatten den Eindruck, als käme der heiße Wüstenwind von der Leinwand herüber und würde ihre Gesichter streicheln.
Ein unheimliches Bild…
In das urplötzlich Bewegung geriet.
Einen Befehl hatte niemand gegeben, aber die sechs Reiter bewegten gedankenschnell ihre Arme, deren Hände auch die Krummschwerter hielten. Sie wuchteten sie in die Höhe. Die Klingen vollführten kreisende und stechende Bewegungen. Das lief gedankenschnell ab. Aus den Waffen wurden goldene Kreise, die sich immer schneller

drehten und so aussahen, als würden sie an den Händen der türkisfarbenen Gestalten festkleben.

Nur für die Dauer eines Atemzuges. Plötzlich lösten sich die Krummschwerter aus den Fäusten und rasten in den Zuschauerraum hinein.

Die ersten schrien auf.

Manche blieben auch nur starr sitzen. Sie dachten an einen der in Mode gekommenen 3D-Filme. Leider war es das nicht. Die geschleuderten Krummschwerter waren verdammt echt…

***

Und sie fegten aus der Leinwand wie Geschosse!

Etwas blitzte vor dem großen Rechteck. Es war ein helles gleißendes Licht, noch stärker als die im Hintergrund zu erkennende Sonne, und genau dieses Licht schien auch die sechs kleinen Gestalten aufgesaugt zu haben, denn sie verschwanden wie ein Spuk.

Leer und weiß blieb die Fläche zurück.

Aber die Schwerter waren da.

Raketenartig und in einem nie im voraus zu berechnenden Kurs jagten sie durch den Zuschauerraum und verbreiteten unter den Besuchern eine panische Angst.

Es war eine beklemmende, eine stille Furcht. Niemand lief schreiend davon. Die Leute blieben sitzen, sie duckten sich, schützten ihre Köpfe mit den Händen, während über ihnen, dicht unter der Decke ein wahnsinniges Schauspiel ablief.

Die goldenen Krummschwerter führten einen Tanz auf, als würden sie von einem nur für sie sichtbaren Dirigenten geleitet.

Die bewegten sich vor und zurück, änderten dann die Formation, bildeten einen Kreis, aus dem anschließend ein Sechseck wurde, und wenn sie mit den Spitzen gegeneinanderstießen, erklang jedesmal ein helles Geräusch, das an das dünne Bimmeln einer Glocke erinnerte.

Dann fegten sie wieder zurück, stellten sich auf die Spitze, wirbelten um sich selbst, drehten dabei Kreise, bildeten neue Figuren, drückten sich auseinander und flogen in verschiedene Richtungen davon.

Wie gefährliche Blitze wirkten sie, als sie über den Köpfen der Besucher herjagten, gegen die Wände flitzten, sie aber nicht berührten, sondern dicht davor kehrtmachten, sich mit einer Rolle überschlugen und einen anderen Weg nahmen.

Zuerst sah es aus, als wollten sie sich sammeln. Sehr schnell stellte sich dies als Täuschung heraus, denn die Schwerter bekamen eine andere Richtung und jagten mit pfeifenden Geräuschen schräg in die Tiefe.

Genau auf die Besucher zu.

Blitzartig waren sie da. Der Vergleich des Überfalls mußte einfach

verwendet werden, und Augenblicke später floß Blut.
Einen Jungen, der seinen Kopf zu weit vorgestreckt hatte, erwischte es zuerst.
Er wurde nicht getötet, aber ein Schwert erschien plötzlich vor seinem Gesicht, und die Spitze rasierte über die Haut an seinem Ohr, wobei sie eine klaffende Wunde hinterließ.
Dann war sie weg.
Der Junge fiel nach rechts. Er begann zu schreien. Sein Kopf lag auf den Oberschenkeln eines Mädchens, das automatisch seine Finger in die Haare wühlte und feststellen mußte, wie blutig die Hände plötzlich geworden waren, als es sie anschaute.
Das Mädchen begann zu schreien. Es richtete den Oberkörper auf, Panik entstellte das Gesicht, und im gleichen Augenblick waren zwei Schwerter da.
Von vorn jagten sie heran. Den Klingen konnte die Zuschauerin ausweichen, sie sah sogar deren flache Seiten und glaubte, die Gesichter der türkishäutigen Wesen darin zu erkennen.
Im nächsten Augenblick brach sie zusammen. Auch sie blutete, aber sie merkte nichts mehr davon, denn der Schmerz in ihren Schultern hatte sie bewußtlos werden lassen.
Zum Glück war sie nicht gestorben.
Und die Krummschwerter tanzten weiter. Sie wirbelten, sie drehten sich, sie kamen immer aus verschiedenen Richtungen und jagtenhautnah über die Körper der Besucher hinweg.
Manche Zuschauer hatten sich zwischen die einzelnen Sitze geklemmt. Der Platz war nicht groß, so lagen sie aufeinander, ihre Körper und die Gesichter zusammengepreßt. Manche Lippen murmelten Worte, die aus einem Gebet entstammten.
Dieses Grauen machte sie sprachlos.
Sekunden nur hatte der unheimliche Spuk bisher gedauert. Den meisten kam es vor, als wären Stunden vergangen. Die Angst relativierte eben die Zeit, und die Krummschwerter machten weiter.
Sie brachten das Chaos, sie steigerten die Furcht, und sie kamen in regelrechten Wellenlinien.
Einmal waren sie oben, dann wieder unten im Tal. Auf Menschen nahmen sie keine Rücksicht, denn wer zu neugierig war, bezahlte dies mit einer bösen Verletzung.
Immer dann, wenn Schreie oder Stöhnen aufklang, wußten die anderen, daß es einen von ihnen erwischt hatte.
Die Schwerter jagten nicht lautlos durch den Kinosaal. Das Pfeifen begleitete sie, mal hohl, wenn eines nur ankam, sonst rauschend, wenn sich drei zu einer Gruppe gefunden hatten.
Jeder Schrecken, mag er noch so schlimm sein, hat einmal ein Ende. Auch dieser hier.

Noch einmal formierten sich die Waffen und jagten mit einer elementaren Wucht durch den Raum. Sie hatten jetzt den Höhepunkt erreicht und starteten aus sechs verschiedenen Richtungen schräg in die Tiefe auf den Pulk der sich duckenden Zuschauer zu.

Die Besucher schrien nicht einmal. Sie saßen starr und lauschten dem hohlen Pfeifen der mörderischen Waffen, die einfach nicht zu stoppen waren.

Auch jetzt hatten die Besucher Glück. Nur Haare gingen verloren, abrasiert von den scharfen Schneiden.

Dann waren sie weg.

Ihre geballte Kraft richtete sich gegen den Ausgang.

Und sie schlugen durch.

Es gab nur wenige Zeugen, da sich die meisten Menschen geduckt hatten. Die Schwerter hämmerten in die Ausgangstür. Im Nu entstand eine Feuerlohe, dann war die Tür zerschmolzen, und die goldenen Waffen hatten freie Bahn.

Sie rasten in den Gang.

Und sie wurden noch schneller, tauchten wie goldene Streifen im Vorraum auf, wo der Besitzer des Kinos sich gebückt hatte und einen Karton mit Süßigkeiten hochhob.

Er hätte in seiner geduckten Haltung bleiben sollen. So aber kam das Grauen über ihn.

Er wollte noch schreien. Das hätte ihm auch nichts geholfen, die Waffen waren einfach zu schnell. Als Pulk sah er sie vor sich auftauchen, der Karton rutschte aus seinen Händen, die Süßigkeiten rollten hervor, das bekam der Mann nicht mehr mit.

Drei Krummschwerter erwischten ihn zur gleichen Zeit.

Blutüberströmt sank er zusammen. Ihm war nicht mehr zu helfen, und die Schwerter jagten weiter.

Sie sausten durch den offenen Eingang und stachen hinaus in den kühlen Tag. Und das mitten im Londoner Vergnügungsviertel…

***

Wir hatten das Buch aufgeschlagen, saßen nebeneinander und wollten anfangen zu lesen.

Es blieb beim Versuch, denn keiner von uns kannte die Sprache, keiner konnte deren Schrift entziffern. Auch Suko schüttelte den Kopf.

»Das war wohl nichts«, sagte er.

»Leider.« Daß ich sauer war, merkte man mir an. Aufgeben wollte ich auch nicht und blätterte weiter. Die Seiten waren sehr eng beschrieben. Jeder Buchstabe wirkte wie gemalt und gestochen scharf.

»Dein ägyptischer Freund«, meinte Suko, »müßte das lesen können.«

»Aber er wollte nicht.«

»Eben.«

»Wie meinst du das?«

»Vielleicht hat er sich bewußt nicht die Zeit genommen. Ist ja alles möglich.«

»Was hast du gegen ihn?«

Suko grinste breit. »Ich mag ihn nicht. Weiß auch nicht, wie das kommt, das hat man ja manchmal. Man sieht einen Menschen, ist ihm sympathisch oder auch nicht. Bei mir war es eben so.«

»Ansonsten hast du nichts gegen ihn?«

»Meinst du dienstlich?«

»So ungefähr.«

»Nein, bin mir aber nicht sicher.« Er deutete auf das Buch. »Am besten legst du es zur Seite.«

Ich schüttelte den Kopf. »Noch nicht. Erst will ich es ganz durchblättern.«

»Glaubst du, dabei die Sprache zu lernen?«

»Auch nicht. Aber manche Bücher zeigen auch Bilder. Vielleicht entdecken wir eines, das uns weiterhilft. Eine Zeichnung, die eine Beschwörung andeutet oder ähnliches. Ist alles schon dagewesen.«

»Dann mach mal.« Suko stand auf und wanderte im Raum umher. Vor einem der großen Fenster blieb er stehen, schob eine Gardine zur Seite und schaute nach draußen.

»Es schneit schon wieder.«

Ich hörte nicht auf ihn. Mich interessierte einzig und allein das Buch, das ich auf meine Oberschenkel gelegt hatte.

Auf den ersten 30 Seiten hatte ich nichts gefunden. Nur eben die enge Schrift. Kein Bild, auf das ich so gehofft hatte. Das jedoch entdeckte ich einige Seiten später.

Plötzlich stutzte ich.

Das Bild zeigte ein Kreuz. Aber nicht das, das so aussah wie meines oder das koptische, sondern das mir bekannte und auf meinem Originalkreuz abgebildete Henkelkreuz.

Ein altes heidnisches Symbol, das mit einer ebenfalls heidnisch anmutenden Waffe in Verbindung gebracht wurde.

Mit einer gnostischen Gemme!

Das Henkelkreuz lag auf dem Gemmenstein, und der Zeichner hatte das Strahlen durch einige dünne Striche angedeutet, die sich über den beiden Gegenständen verliefen.

Die Zeichnung nahm nur die Hälfte der Seite ein. Unter ihr stand ein fett geschriebener Text.

Eine Beschwörung?

Ich versuchte, die Worte zu lesen. Dabei sprach ich sie nicht aus, sondern las still und stellte fest, daß es mir schwerfiel, die Ansammlung von Vokalen und Konsonanten in die richtige Reihenfolge zu bringen und sie auch exakt zu formulieren.

»Ich glaube, John, daß es keinen Sinn hat«, sagte der Inspektor zu mir. Er hatte seine Wanderung unterbrochen, stand da und hob die Schultern.

»Komm mal her und sieh dir das an.«

»Hast du was gefunden?«

Als Antwort winkte ich mit dem Zeigefinger und hatte tatsächlich Sukos Neugierde geweckt, denn er trat zu mir und blieb so stehen, daß er auf das Buch schauen konnte.

»Fällt dir etwas auf?« fragte ich.

»Ja. Das sind die Gemme und ein Henkelkreuz.«

»Richtig, Alter. Beide zusammen sind eine Verbindung eingegangen, wie durch die Striche zu erkennen ist.«

»Das glaubst du!«

»Nein, ich weiß es. Ich bin davon fest überzeugt. Es kann nicht anders sein. Weshalb hätte sich der Zeichner denn die Mühe machen sollen?«

»Was weiß ich…«

Ich schlug meinem Freund gegen die Hüfte. »Mit dir ist heute nichts anzufangen. Was hast du?«

Der Inspektor gab sich unbehaglich. »Mir gefällt das alles nicht. Es ist nicht allein dieser Tag, überhaupt unsere ganze Lage. Ich komme mir an der Nase herumgeführt vor. Früher haben wir von Sir James einen Fall bekommen, gingen ihm nach, und die Sache war erledigt. Heute ist alles so komisch, so unnormal.«

»Nein, wir haben uns entwickelt. Auch die Zeit ist nicht stehengeblieben…«

Das Telefon unterbrach meine Ausführungen. Wir schraken zusammen, als es läutete.

Suko stand, er hob ab und sagte: »Verbinden Sie.« Dann hörte er nur zu, und seine Gesichtszüge nahmen härtere Formen an. Er sprach nichts, auch ich wartete ab und hörte zum Schluß nur einen Satz. »Wir werden unser Bestes tun, Sir.«

»Das war der Alte, nicht wahr?« fragte ich, als Suko aufgelegt hatte.

»Ja, John. Und es ist das eingetreten, was ich geahnt habe. Nicht hierhätten wir sein sollen, sondern ein Stück entfernt.« Er lief zum Fenster und schaute hinaus.

»Was ist denn los?«

Suko drehte sich um. »Man hat die goldenen Schwerter in London gesehen. Sie sind aus einem Kino herausgejagt. Es hat mehrere Verletzte gegeben und auch einen Toten…«

Ich stand da und wußte nicht, was ich Suko erwidern sollte. Hatte er nun recht und ich unrecht? Uns fehlte einfach der letzte Beweis.

Tief atmete ich ein, stöhnte auch auf und wußte nicht, was ich unternehmen sollte.

»Wir müssen etwas tun, John. Du kannst wählen. Bleibst du bei diesem Versuch der Beschwörung, oder kommst du mit mir nach draußen?«
»Wo willst du denn hin?«
»Mir die Schwerter anschauen. Wir befinden uns hier in Soho. Im Gegensatz zu dir habe ich zwar keines gesehen, aber ich kann mir vorstellen, daß sie…«
»Schon gut, Suko. Du kannst nach draußen gehen. Es ist vielleicht besser, wenn einer dort die Stellung hält.«
»Dann bleibst du hier?«
»Ja.«
Er nickte, bevor er die Schultern hob. »Na ja, wie du meinst, John. Ich würde mich freuen, wenn wir beide recht hätten. Ich bin auf dem Grundstück und schaue mich dort um.«
»Was machst du, wenn die Schwerter kommen?«
»Dann fange ich sie auf«, erwiderte Suko sarkastisch, bevor er zur Tür ging und das ihm nachgerufene »Viel Glück dabei« nicht mehr hörte.
Ich blieb zurück. Meine Gedanken drehten sich noch um das eben Gehörte. Mich wunderte dabei nur, daß keiner meiner Entführer gekommen war, um Meldung zu erstatten und wir von dem Vorfall erst durch einen Anruf unseres Ches erfahren hatten.
Wie dem auch sei, dieser Fall war mehr als undurchsichtig. Mittlerweile glaubte ich auch daran, daß Al-Achum uns nicht die ganze Wahrheit erzählt hatte.
Was war für mich wichtig?
Drei Dinge.
Das Buch, die Gnostische Gemme und mein Kreuz. Alle drei nahm ich an mich.
Die Gemme legte ich auf den flachen Tisch, darauf mein Kreuz, und zwar so, daß das auf dem unteren Balken sich befindliche Henkelkreuz Kontakt mit der Gemme bekam.
Jetzt brauchte ich nur noch die Formeln, die unter dem Bild standen, laut und deutlich auszusprechen.
Davor hatte ich ein wenig Furcht, denn ich wurde das Gefühl nicht los, an elementaren Dingen zu rütteln…

***

Sechs golden glänzende Krummschwerter waren aus dem Kino gerast und hineingejagt in den trüben Tag, wo sie sich wie glänzende Kometenstreifen in den bleigrauen Wolkenbergen verteilten.
Es hatte Zeugen gegeben. Menschen, die vor dem Kino auf dem Gehsteig gestanden hatten und aus ihrer Langeweile aufgeschreckt wurden, als sie die hellen Streifen sahen.

Sie waren blitzschnell.
Kaum mit den Blicken zu verfolgen. Himmelstürmend, sich drehend und Kreise bildend. Wie von Wellenhügeln oder -tälern getragen, kreisten sie über den Dächern.
Zunächst wurden die Schwerter noch staunend beobachtet.
Keiner konnte etwas mit ihrer Existenz anfangen, vielleicht hielten einige es für einen guten Reklamegag, bis zu dem Zeitpunkt, als die Panik in Form einer menschlichen Woge aus dem Eingang des Kinos strömte.
Plötzlich wurden auch andere wach, denn die angsterfüllten Zuschauer überfielen den engen Platz vor dem Kino, und ihre Schreie gellten durch die Straßenschluchten.
Irgendwann erklangen die schrillen Klänge einer Bobbypfeife.
Vom Straßenende her näherte sich ein Beamter mit weit ausholenden Schritten. Er sah die Besucher vor dem Kino stehen und erkannte wenig später auch die Verletzten, die sogar am Boden lagen und sich die blutenden Wunden hielten. Bis zum Ausgang hatten sie es geschafft, jetzt erwischte sie der Schock voll. Gleichzeitig trieben dünne Rauchschwaden aus dem Kinofoyer. Einer der Bobbies, ein baumlanger Kerl, verschaffte sich mit den Ellenbogen Platz und drängte sich so weit in den Eingang hinein, daß er die flammende Tür erkennen konnte.
Und er sah auch den Toten.
Daneben stand der Vorführer in einer erstarrten Pose. Erst als der Bobby ihn an der Schulter rüttelte, erwachte er aus seiner Haltung.
»Er ist tot!« schrie er. »Verdammt, man hat ihn einfach gekillt. Er ist tot!«
Die Flammen fanden weitere Nahrung, denn aufgehängte Plakate sind nicht feuerfest. Im Gegensatz zu dem gelegten Teppichboden, der auch durch glühende Zigarettenreste nicht entflammt werden konnte.
»Sie müssen hier raus!« Der Polizist machte kurzen Prozeß und riß den Vorführer einfach mit.
Willenlos ließ er alles über sich ergehen. Als die beiden Männer das Freie erreichten, hörten sie bereits die Sirenen der herbeieilenden Polizeifahrzeuge.
Auf der Straße hatte es ein Durcheinander gegeben. Einige Wagen hatten stoppen müssen. Rechts und links war kein Durchkommen, ein Polizeiwagen rollte über den Gehsteig. Bevor er noch bremste, schnappte der aus dem Kino kommende Polizist die Worte der Besucher auf.
Immer wieder sprachen sie von Schwertern mit goldenen Klingen, die aus der Leinwand gekommen waren.
Der Bobby schnappte sich einen bebrillten jungen Mann mit Igelfrisur. Am Ärmel der Parkajacke zog er ihn herum. »Was ist denn

überhaupt geschehen? Wieso reden Sie eigentlich von Schwertern?«

»Da waren welche!«

»Wo?«

Der Mann wollte antworten und etwas erklären. Ein anderer kam ihm zuvor. »Verdammt, da sind sie ja!« brüllte er. Sein Arm schnellte schräg in die Höhe. »Da… da oben …«

Er hatte so laut geredet, daß nicht allein der Polizist, auch andere in die Höhe blickten und erkennen konnten, was sich dort abspielte.

Die sechs Schwerter waren deutlich zu erkennen. Innerhalb der gewaltigen Wolkenberge blitzte ihr Schein, wenn sie sich heftig bewegten und durch den Nebel rasten.

Es war ein unheimliches Schauspiel. Fast wie in einer Disco, in der das Laserlicht irre Figuren in die Luft zeichnete und deren Gestalt von einem Augenblick zum anderen wechselte.

Nur war das echt.

»Da sind die verdammten Killerschwerter!« schrie ein Mädchen und schlug die Hände vor das Gesicht.

Sie waren es tatsächlich, und sie kamen blitzschnell zurück. Und zwar in einer breiten Linie, die sie wenig später in einen Halbkreis bildeten. Dabei schien es, als würden sie über die verschiedenen hohen Dächer der Häuser hinweghüpfen, sich danach für einen Moment zu orientieren, um anschließend den ersten Angriff zu starten.

Sie jagten in die Straßenschlucht. Zum Glück kamen sie von einer Seite, dennoch stieg die Panik in den Menschen hoch, denn der Anblick der Schwerter trieb sie in die Flucht.

Die Schreie aus zahlreichen Kehlen hörten sich an wie einer, und er brandete gegen den Himmel.

Deshalb übertönte er auch das hohle Pfeifen der Waffen, das ihr Kommen begleitete.

Noch tiefer sackten sie. Plötzlich erreichten sie die Kopfhöhe der Menschen.

Um nicht vernichtet zu werden, mußten die Flüchtenden zu Boden. Das taten sie auch, denn es waren die Polizisten, die hier den Überblick behielten und die entsprechenden Befehle schrien.

Sie wurden glücklicherweise befolgt. Keiner blieb mehr auf den Beinen. Alle warfen sich zu Boden. Ihre Schreie verstummten, sie fielen übereinander, und jetzt erst vernahmen sie das hohle Pfeifen der Schwerter.

Sehr dicht wischten sie über ihre Köpfe hinweg. Dabei drehten sich drei von ihnen wie die Arme eines Schnitzelwerks. Wer sich ihnen jetzt in den Weg gestellt hätte, wäre zerstückelt worden.

Zum Glück trafen sie kein Ziel, so daß sie die gesamte Straße entlangrasen konnten.

Selbst die normalen Wagen verschonten sie, kratzten nur hin undwieder über die Autodächer, so daß die in den Fahrzeugen sitzenden Fahrer mit dem Schrecken davonkamen. So manch blasses Gesicht tauchte weg, wenn die Schwerter erschienen.

Aber es stand auch ein kleiner Lastwagen da!

Und der war höher als die übrigen Pkw!

Der Fahrer hatte seinen Wagen nicht verlassen. Mit seiner Haltung erinnerte er an eine Statue. Sein Gesicht verschwamm hinter der Scheibe. Schrecken spiegelte sich darin.

Die gefährlichen Krummschwerter kamen näher. Sie zogen ihre Reihe auseinander, so daß auch die normal fliegenden von den sich drehenden Waffen nicht mehr berührt werden konnten.

Und einer dieser goldenen »Propeller« hatte sich ausgerechnet den Lastwagen ausgesucht.

Mit einer mörderischen Geschwindigkeit raste er heran, ein wirbelndes Etwas, das über die Kühlerschnauze hinwegwirbelte und die Scheibe traf.

Jetzt hätte der Mann eigentlich wegtauchen müssen.

Er tat es nicht.

Plötzlich sah er den Splitterregen vor sich. Er spürte noch die scharfen Einschläge in der Haut, riß die Arme hoch und spürte im nächsten Moment Schmerzen, wie er sie sich in seinen kühnsten Träumen nicht hätte vorstellen können.

Die Schmerzen rissen ihn in den Tod.

Das goldene Schwert aber wirbelte weiter. Rotierend bahnte es sich so seinen Weg. Selbst das Metall der Ladefläche konnte diesen Gegenstand nicht stoppen, und auch die Ladung selbst wurde zerstückelt.

Es waren zum Glück keine umweltschädlichen Güter, die sich in den Verpackungen befanden, sondern Dosenobst.

Das Krummschwert säbelte hindurch, zerstörte Kartons, Holz, das Blech der Büchsen und zerquetschte Pfirsiche und Erdbeeren zu einem Brei.

Dann war es durch.

Die anderen fünf Schwerter hatten das Ende der Straße bereits erreicht, stiegen wieder in die Luft, hüpften über Hausdächer hinweg und verschwanden in der nächsten Straßenschlucht.

Auch hier jagten sie raketenartig durch, trieben die Menschen zu Boden, verletzten fünf von ihnen, und zerhackten zwei Laternen.

Schaufensterscheiben wurden ebenfalls zerstört.

Die Zuschauer lagen in den Hausnischen und Eingängen. Mit schockgeweiteten Augen schauten sie dem Grauen hinterher, ohne es fassen zu können.

Als Zeugen bekamen sie mit, daß die unheimliche Reise der

Schwerter nicht nur ein Chaos bei Mensch, Autos und Technik verursachte, sondern auch ein Ziel besaß.

Sie stiegen wieder in den grauen Himmel, als sie in die Höhe eines mit noch winterlich kahlen Bäumen bewachsenen Parks gerieten. Leise pfeifend stiegen sie den Gipfeln entgegen und darüber hinweg, so daß sie bald nicht mehr zu sehen waren.

Erst jetzt trauten sich die Menschen aus den Deckungen hervor.

Sie hörten das Jammern der Verletzten, blickten sich fragend an, und niemand wußte eine Antwort.

Bis auf einen Sektenjünger, der sich mitten auf die Straße stellte und seinen Kopf in den Nacken gedrückt hatte. »Der große Guru wird uns strafen. Er wird uns vernichten. Das hier war der Anfang vom Ende…«

Seltsamerweise widersprach niemand…

***

Wie immer herrschte in der Gruft das tiefe Schweigen. Hier lag der Tote, der Mensch, der sich vor langer Zeit das Leben genommen hatte und mumifiziert worden war. In den Tiefen des Kellers sollte er ewige Ruhe finden, doch das Auftauchen der Dschinns hatte dies zunichte gemacht.

Das alles bekam Chamal Gossarah nicht mehr mit. Er war tot, er blieb tot. Aber nicht die Gestalt, die sich auf lautlosen Sohlen der Gruft näherte. Sie hatte nicht den normalen Eingang genommen, sondern einen versteckten, der unter der Erde herführte. In einer nicht von Kerzenschein beleuchtete Nische befand sich eine Geheimtür, die sacht aufgestoßen wurde.

Die Gestalt betrat die Gruft, ging zwei Schritte, bewegte den Kopf und schaute sich um.

Nichts Verdächtiges war zu sehen.

Das Nicken der Gestalt deutete an, wie zufrieden sie mit diesem Ergebnis war. Deshalb gab sie sich auch weiterhin keine Mühe, lautlos aufzutreten.

Man würde sie hier nicht entdecken.

Unheimlich sah die Gestalt aus. Ein wahres Monstrum in einer langen, dunklen Kutte, deren Kapuze sie über den Kopf gezogen hatte, so daß nur mehr das düstere Gesicht zu sehen war.

Ein Betrachter hätte den Eindruck haben können, in kein Gesicht zu schauen, sondern in die Abgründe einer in der Hölle hergestellten Maske. Aber es lebte. Hin und wieder bewegten sich die helleren Augen, dann zuckte auch die Haut oder klaffte ein Spalt im unteren Drittel, und zwar dort, wo sich der Mund oder das Maul befanden.

Die Gestalt schlich durch die Gruft. Dem offenen Sarg gönnte sie keinen Blick.

Sie hatte ihre Runde bereits beendet, und wer von den hier

Anwesenden hätte schon auf den Gedanken kommen können, um wen es sich bei diese Gestalt tatsächlich handelte.

Sie gehörte eigentlich nicht in diese Gruft, sondern zu den anderen, den gefährlichen Dschinns.

Schließlich war sie es, die ebenfalls das Zwischenreich verlassen hatte und schon lange unter denen weilte, die sie haßte.

Jetzt hatte sie wieder ihre wahre Gestalt angenommen. Denn sie war Abu Ben Kolc!

In den vergangenen Minuten hatte sie ihre Runde gedreht und für grausame Überraschungen gesorgt. Wie es geschrieben stand, denn niemand durfte die Rache der Dschinns stören. Und auch das Kreuz mußte vernichtet werden. Beim ersten Versuch hatte es nicht geklappt. Beim zweitenmal durfte es nicht überleben, und gleichzeitig mußte ein gefährlicher Gegner mit ausgeschaltet werden.

John Sinclair!

Um den anderen, den Chinesen, würde sich jetzt Abu Ben Kolc kümmern. Dieser Mann hatte den Raum verlassen, das wußte die Gestalt genau.

Der Chinese sollte ihn auch nie wieder betreten. Und wenn, dann mit den Füßen zuerst.

Mit diesen mörderischen Gedanken machte er sich auf den Weg, um die Treppenstufen zu nehmen.

Als er die Hälfte hinter sich gelassen hatte, verschwand seine rechte Hand in einer Gewandfalte. Als sie wieder zum Vorschein kam, hielt sie ein langes Krummschwert umklammert.

Auch dessen Klinge schimmerte golden.

Nur mit einem Unterschied zu den anderen Schwertern der Dschinns.

Sie war noch von einem dünnen Film aus Blut überzogen…

Wohl fühlte ich mich nicht gerade in meiner Haut und hätte Suko auch gern als Unterstützung bei mir gehabt, aber er war ja nicht zu belehren gewesen. So blieb mir nichts anderes übrig, als die Beschwörung selbst durchzuführen.

Ich wußte, daß ich mich damit auf ein gefährlich dünnes Stück Eis begab, aber ich sah einfach keine andere Möglichkeit, zu einem wirkungsvollen Erfolg zu gelangen.

Orientalische Magie!

Für mich war es ein Buch mit sieben Siegeln, denn ich konnte mich als einen Laien bezeichnen, was gerade diesen Teil der Magie anging. Damit hatte ich bisher wenig zu tun gehabt. Die Fälle konnte ich an einer Hand abzählen.

Noch einmal rutschte ich die beiden wichtigen Gegenstände zurecht. Mein Kreuz hatte einen ziemlich guten Kontakt zur Gemme bekommen. Das Henkelkreuz konnte ich nicht sehen. Es hatte ungefähr dort einen Kontakt gefunden, wo sich auch der Mittelpunkt

der sich in den Schwanz beißenden Schlange befand.

Ich drückte die Seite des Buchs noch einmal fest. Ein Fehler durfte mir jetzt nicht unterlaufen. Das Buch lag direkt neben den beiden anderen Dingen.

Von Suko hatte ich weder etwas gehört noch gesehen. Auch die eigentlichen Bewohner dieses Hauses statteten mir keinen Besuch ab, so war die mich umgebende Ruhe schon als unnatürlich zu bezeichnen.

Ich begann mit der Beschwörung. Es fiel mir verdammt schwer, die Worte auszusprechen. Es war ja nicht allein mit dem Ablesen getan, wahrscheinlich mußte man bestimmte Buchstaben oder Silben auch stärker betonen oder leiser aussprechen.

Die arabische Sprache war schon kompliziert.

»Cheloganus akimanaja Hlacht et-wisanocho…« Himmel, das waren Worte, die ich noch nie gehört hatte. Ich kam mir selbst wie ein Fremder vor, so hatte meine eigene Stimme noch nie geklungen.

Aufgeben wollte ich trotzdem nicht. Aus diesem Grunde sprach ich auch weiter, bemühte mich. Jeder einzelne Buchstabe mußte fast von mir erarbeitet werden.

Ich geriet ins Schwitzen. Während ich laut las, schielte ich ab und zu auf mein Kreuz. Wie ein flacher Kuchen drang die Gnostische Gemme unter dem senkrechten Balken des Kreuzes zu beiden Seiten hervor. Ihre Oberfläche sah auch weiterhin graugrün aus. Kein Zeichen von Veränderung.

So bemühte ich mich weiter.

Schritt für Schritt, Wort für Wort geriet ich tiefer hinein in die magische Beschwörungsformel. Ich stellte fest, daß sich einige Worte wiederholten. Sie mußten eine besondere Bedeutung besitzen.

Je mehr ich las, um so sicherer wurde ich, auch wenn ich hin und wieder stockte.

Etwa die Hälfte der Beschwörungsformel hatte ich bereits gesprochen, als ich eine erste Reaktion spürte.

Weder die Gemme noch das Kreuz reagierten sichtbar, es geschah etwas anderes.

In dem großen Raum veränderte sich die Luft. Zwar konnte ich noch atmen, aber ich wurde einfach das Gefühl nicht los, eine gewisse Kälte zu spüren, die wie ein Hauch über meine Haut strich.

Sie erfaßte nicht allein mein Gesicht oder die Hände, auch der Rücken wurde nicht verschont. Das Frösteln hinterließ bei mir ein unangenehmes Gefühl, und ich glaubte sogar, daß es im Zimmer auch dunkler geworden war.

Ein graues Schattenfeld legte sich blaß und wie ein kaum zu erkennender Streifen über den Raum.

Ich sprach weiter.

Um die Vorgänge kümmerte ich mich nicht. Einen Anfang hatte es gegeben, ich wartete auf die Fortsetzung.

Sie kam.

Die Gemme war es, die plötzlich zitterte. Sie bewegte sich leicht von einer Seite auf die andere. Dabei rutschte sie, und diese Bewegung übertrug sich auf das Kreuz.

Ich sprach die nächsten Worte. *»Elemchora uch samgraniis belembtin achamel…«*

Noch eine Reihe, dann hatte ich es geschafft.

Ich vernahm die Geräusche, die die Gnostische Gemme verursachte, als die Platte glitt und es aus eigener Kraft schaffte, das Kreuz von ihrer Oberfläche zu stoßen.

Jetzt lag es frei.

Und es glühte.

Nicht die Zeichen der Erzengel, wie ich es gewohnt war, nein, genau an der Stelle, wo sich das altägyptische Henkelkreuz im Silber abzeichnete, strahlte es auf.

In einem kräftigen, tiefen Gold, als wollte es mir beweisen, wie direkt der Kontakt zu den Dschinns hergestellt worden war.

Und noch etwas hatte sich verändert.

Die Schlange auf der Gemme. Im Gegensatz zum Henkelkreuz war sie pechschwarz geworden. Ihre Umrisse wirkten wie verbranntes Öl, die Aschereste hinterlassen hatten.

Es war ein Spiel mit dem Feuer, aber noch hatte ich es unter Kontrolle und sprach die letzten Worte.

»Sioniche agura wentrukich ass-ramma…« Schluß – Ende!

Ich lehnte mich zurück, atmete tief ein und fühlte mich nicht so wohl, denn die letzten Minuten hatten mich stark mitgenommen.

Aber ich konnte einen Erfolg buchen.

Kreuz und Gemme waren durch meine beschwörenden Worte beeinflußt worden und spielten ihre Kraft aus.

Besonders das Kreuz. Weiße Magie strahlte es ab, es war stärker als die Kraft der Gemme, deren Schlange noch immer die verkohlte Schwärze zeigte. Unter Umständen hätte ich durch diese Art der Beschwörung das eine mit dem anderen zerstört.

Möglich war alles.

Für einen Moment ließ ich die magischen Gegenstände außer acht und konzentrierte mich auf die im Zimmer vorherrschende Atmosphäre. Während ich sprach, hatte sie sich verändert! Etwas Böses war aus dem Unsichtbaren gekommen, hatte einen Hauch oder Ding hinterlassen, auf den ich mich konzentrierte.

Ja, er war da. Das fühlte ich einfach wie Wassertropfen zwischen den Fingerspitzen.

Und wie sah der Erfolg aus? War es mir nicht gelungen, die Dschinns

zu beschwören? Bisher hatte ich nichts davon bemerkt.

Auch wenn Kreuz und Gemme zwei verschiedene Paar Schuhe waren, in diesem Fall mußten sie einfach zusammenhalten.

Ich faßte die Gemme an. Den Stein kannte ich lange genug. Ich hatte seine Härte gefühlt, auch jetzt war er hart, dennoch auch irgendwie weich, doch zerquetschen konnte ich ihn nicht. Und das Kreuz hatte sich ebenfalls nicht aufgeheizt. Nur das kleine Henkelkreuz strahlte seine durch die gesprochenen Formeln erweckte Magie ab.

Es mußte die anderen locken. Dschinns waren wie alle dämonischen Wesen. Wenn jemand die entsprechenden Formeln kannte, mußten sie den Schwarzen Gesetzen gehorchen. Sogar der Teufel würde sein Reich verlassen, wenn er gezwungen wurde.

Wo steckten die Dschinns?

Bisher hatte ich auf dem Kissen gesessen. Nun drückte ich mich hoch, machte ein paar Schritte und hatte das Gefühl, einen geringen Widerstand zu spüren, als ich quer durch das Zimmer zum Fenster ging.

Es war ziemlich groß. Ich bekam eine gute Aussicht in den Garten des Grundstücks. Alter Baumbestand wuchs hier. Dahinter sah ich eine Mauer, und jenseits von ihr die Dächer zahlreicher Häuser unterschiedlicher Höhe. Mir fiel wieder ein, daß wir uns mitten in London, in Soho befanden, und nicht in einem orientalischen Märchen.

Ein grauer Märzhimmel lag dicht über den Dächern. Sir James hatte von fliegenden Schwertern gesprochen. Noch waren sie für mich nicht zu sehen, wobei ich fest daran glaubte, daß die Beschwörung sie irgendwie erwischt haben mußte.

Und sie kamen.

Auf einmal sah ich sie über den Kronen der Bäume. Sie leuchteten golden, aber es waren keine Kometen, sondern gefährliche Waffen, von denen sich einige während des Flugs so schnell wie Propeller drehten.

Rasch zählte ich nach.

Auf die Zahl sechs kam ich.

Also wieder ohne den Anführer, diesen Abu Ben Kolc. Das wunderte mich. Wenn ich diese Dschinns schon bekämpfte, wollte ich auch ihren Anführer bekommen.

Und sie rasten näher.

Ich sah sie schnell werden und sich dabei auch ihr neues Ziel suchen.

Das Haus!

Nicht nur das. Ihre Formation veränderte sich dermaßen, daß alle sechs Schwerter sich auf ein Ziel konzentrierten: die beiden Fenster.

Hinter einem stand ich.

Da ich nicht lebensmüde sein wollte, sprang ich zurück und fand

sogar eine Deckung zwischen zwei Regalen. Ich war im letzten Augenblick gesprungen, denn die Scheiben zersplitterten unter dem plötzlichen Druck der Schwerter. In einem Wirbel aus Glaskrümeln jagten sie in das große Zimmer hinein, und ich befand mich plötzlich in akuter Lebensgefahr…

***

Suko hatte den Raum verlassen und spürte gleichzeitig so etwas wie ein schlechtes Gewissen oder ungutes Gefühl in seinem Innern. War es richtig gewesen, den Freund allein zu lassen?

John brauchte keine Amme. Sie waren beide erwachsen und diesmal auch verschiedener Meinung. Suko ging davon aus, daß sich der Geisterjäger auf dem falschen Weg befand. Er rechnete mit anderen Überraschungen, wobei er noch keine Vorstellung davon hatte, wie sie aussehen konnten. Jedenfalls nicht fröhlich.

Dieser Fall war gefährlich. Er besaß eine ungeheure magische Brisanz. Die Art und Weise, wie John Sinclair entführt worden war, wies schon darauf hin. Wer stoppte schon den Wagen eines Polizeibeamten mitten im morgendlichen Berufsverkehr?

Ein Wahnsinniger oder ein Genie. Wobei beides bei diesen Leuten stets dicht zusammenlag.

Suko war sehr schnell gekommen, und er hatte sich den Weg, der ihn zu seinem Ziel führte, genau gemerkt. Deshalb kam er auch jetzt ohne große Hilfe aus.

Vergessen hatte er auch nicht die Blicke der Männer, die ihn empfangen hatten. Sie waren düster gewesen, nicht einmal feindlichoder aggressiv, eher abschätzend und auch gleichgültig. Diese waren sich ihrer Stellung bewußt, sie sahen sich als unangreifbar an, und das wollte Suko jetzt herausfinden. Er konnte sich vorstellen, daß jeder von ihnen mit der Schwarzen Magie in Verbindung stand.

Und auch dieser Al-Acham, von dem Sukos Freund John angeblich so viel hielt.

Etwas fiel dem Chinesen besonders auf. Das war bei seiner Ankunft nicht gewesen.

Die Stille…

Okay, in einem Haus konnte es ruhig sein, aber doch nicht so still wie hier, denn der Chinese hörte überhaupt keine anderen Geräusche, nur die eigenen Schritte.

Die koptischen Ägypter hatten sich hier eine kleine Oase gebaut.

Dazu gehörte die Kirche, die Gruft, von der John berichtet hatte, und das Haus, durch das John schritt.

Kirche, Gruft und Haus mußten durch Gänge miteinander in Verbindung stehen. So daß Suko davon ausging, die anderen auch in der Kirche oder in der Gruft zu finden.

Noch schritt er durch einen langen Gang mit mahagonigetäfelten Wänden. Alles wirkte sehr vornehm, auch die kleinen Messinglampen, die auf ihren Gestellen rechtwinklig und nach oben weisend vorsprangen.

Eine große Doppeltür fiel Suko auf. Er hatte sie bei seiner Ankunft nicht gesehen, da sie genau an der gegenüberliegenden Seite lag.

Auf der Tür war ein koptisches Kreuz abgebildet. Es besaß sogar zwei Querbalken, der untere war kleiner als der obere, und das Kreuz erinnerte Suko in seiner Form eher an das aus der orthodoxen Lehre.

Als er wenige Schritte vor der Tür stoppte, fiel ihm der Geruch auf, der Ähnlichkeit mit ätzendem Schwefeldampf hatte. Und Suko sah, daß die feinen Rauchschwaden sich genau dort gebildet hatten, wo sich die Umrisse des Kreuzes befanden.

Da war etwas passiert. In der Tat hatte irgendeine gegensätzliche und feindliche Kraft an dem Kreuz manipuliert und es teilweise zerstört. Die Umrisse waren noch zu erkennen. Die Schutzfunktion schien ihm jedoch genommen worden zu sein.

Suko ging wieder zurück. Dabei schüttelte er den Kopf und nickte im nächsten Augenblick, denn er sah seinen Verdacht erhärtet. Noch kam er sich vor wie neben einem Mosaik stehend, in dem zahlreiche Steine fehlten, die er noch sammeln mußte, um sie anschließend zu einem vollständigen Bild zusammenzusetzen.

Wer hatte das Kreuz zerstört?

Waren die Dschinns bereits in dieses Refugium eingedrungen und hatten die Kontrolle übernommen. Wenn ja, mußte ihnen dies wirklich lautlos gelungen sein. Suko und John war jedenfalls nichts aufgefallen.

Der Inspektor rechnete damit, hinter der Tür den Kirchenraum zu finden. Er öffnete und sah seine Vermutung bestätigt. Es war der große Saal, in dem die Kopten ihre Messen abhielten, aber er war leer.

Ein prächtiger Altar bildete den Abschluß eines Ganges, der von zwei Bankreihen flankiert wurde.

Die Leere fiel Suko auf.

Nicht allein, daß niemand der hier lebenden Menschen in dem tempelartigen Gebäude gewesen wäre, es war eine andere Leere, eine gewisse Kälte, so, als wäre etwas entweiht worden.

Entweiht war genau der richtige Ausdruck.

Das gefiel dem Chinesen überhaupt nicht. Sein Verdacht wuchs.

Er wußte mit einemmal, daß er von nicht sichtbaren Feinden umgeben war. Daß sie hier auf ihn lauerten und auch schon zugeschlagen hatten.

Hatte es Sinn, die Kirche zu durchsuchen?

Ja, möglicherweise fand er eine Spur oder einen Hinweis, der ihn weiterbrachte.

Und so ließ Suko die Tür hinter sich, betrat den Gang und schritt ihn langsam entlang.
Auch er versuchte, so wenig Geräusche wie möglich zu machen.
Unter seinen Füßen zerknirschten hin und wieder kleinere Steine, und er hielt seinen Blick geradeaus gerichtet.
Jetzt war der Altar besser zu erkennen. Er lag praktisch in einem kleinen erkerähnlichen Anbau, der an seinem Ende mit einem Rundbogen geschmückt war. Mehrere Fenster unterbrachen das Mauerwerk. Sie wirkten wie überlange Finger, und durch ihre bunten Scheiben sickerte das graue Tageslicht, das den Altar traf.
So prächtig, wie Suko ihn bei seinem Eintritt in Erinnerung gehabt hatte, zeigte er sich in Wirklichkeit nicht. Der Inspektor sah ein koptisches Kreuz, das schief stand und ebenfalls wie verkohlt wirkte. Auch die Heiligenfiguren standen nicht mehr dort, wo sie eigentlich hingehört hätten. Sie lagen auf der Steinplatte und sahen aus, als bestünden sie aus dunkler Asche.
Hier hatte jemand den Tempel entweiht!
Suko konnte einfach zu keiner anderen Schlußfolgerung kommen.
Die Dschinns mußten es geschafft haben. Aber was war mit den hier lebenden Menschen geschehen?
Suko erinnerte sich daran, vier Männer gesehen zu haben. Al-Acham nicht mitgerechnet.
Er schaute nicht allein auf den Altar, sondern jetzt auch in die Bankreihen hinein. Bisher waren sie leer gewesen, das änderte sich, als er zwei Schritte vorging und nach rechts schaute.
Er sah den Körper auf dem Boden zwischen zwei Bankreihen liegen. Verkrümmt und bewegungslos.
Eine Schocksekunde gab es für Suko nicht. Sofort drückte er sich in die enge Bankreihe hinein, ging einige Schritte und sah schon das Blut, das sich zu einer Lache ausgebreitet hatte.
Suko packte zu. Dabei achtete er darauf, nicht in die Lache zu treten. Er wußte, daß dem Mann nicht mehr zu helfen war, dennoch wollte er wissen, wie er gestorben war, dann konnte er Rückschlüsse auf die Mordwaffe ziehen.
Suko schüttelte den Kopf, als er die Brust des Mannes sah. Dieser Kerl war voll erwischt worden. Nicht von einer Kugel, sondern einem anderen Mordgegenstand.
Der Inspektor hatte die Dschinns zwar noch nicht gesehen und nur von ihnen gehört, aber er wußte sehr genau, welche Waffen sie besaßen. Die Wunde konnte durchaus von einem Krummschwert stammen, das jemand in die Brust des Mannes geschlagen hatte.
Eine furchtbare Art zu sterben!
Suko schluckte und schüttelte sich. Er hatte die Hände zu Fäusten geballt, sein Hals war trocken, und er dachte daran, daß der Mann

ausgerechnet in diesem kirchenartigen Tempel gestorben war. Ein Beweis, daß auch er keinen Schutz mehr bot.

Suko richtete sich wieder auf. Deprimierende Gedanken quälten ihn. Er dachte wieder an die Stille, die er so deutlich gespürt hatte.

Ein Toter war von ihm gefunden worden. Vier Männer außer Al-Acham hatte er gesehen.

Wo steckten die anderen drei?

Diese Frage beschäftigte ihn sehr. So machte er sich auch auf die Suche, aber zwischen den Bänken fand er keinen weiteren Toten mehr.

Blieb der Altar. Suko wollte ganz sichergehen, deshalb nahm er auch ihn in Augenschein.

Er sah die verbrannten Gegenstände, die verwelkten Blumen und nahm abermals diesen widerlich ätzenden Geruch auf, der alles umweht hatte. An der Vorderseite schritt er den Altar ab, erreichte sein Ende und wollte schon kehrtmachen, als er den Fuß entdeckte.

Er schaute ein Stück an der Rückseite hervor.

Zwei Sekunden später stand der Inspektor vor dem nächsten Toten. Hinter dem Altar lag er, und er war auf die gleiche Art und Weise ums Leben gekommen wie der Mann in der Bank.

Blieben noch zwei.

Nein, drei, mit Al-Acham.

Es gab keine weiteren Verstecke innerhalb der Kirche, die der Inspektor hätte durchsuchen können. Wenn noch weitere Leichen vorhanden waren, dann nicht mehr im Tempel.

Suko verließ den Ort des Grauens, erreichte wieder die Vorderseite des Altars und blieb steif stehen. Er wurde das Gefühl nicht los, in den letzten Sekunden beobachtet zu werden.

Irgendwo mußte jemand lauern. Vielleicht vorn, genau dort, wo sich der Eingang befand.

Möglich war alles.

Die Distanz war sehr groß, das Licht entsprechend schwach, so daß auch Suko trotz seiner scharfen Augen nicht erkennen konnte, ob sich dort etwas tat.

Er hatte die Tür nicht abgeschlossen. Spaltbreit stand sie noch offen. Leider war der Spalt so klein, daß er nicht entdecken konnte, ob sich dahinter eine Gestalt abmalte.

Das Gefühl blieb…

Der Inspektor schritt den gleichen Weg zurück, den er gekommen war. Mit einem heftigen Ruck öffnete er die Tür.

Der Gang vor ihm war leer.

Auf der Schwelle blieb Suko stehen. Seine Blicke tasteten jeden Zentimeter des Bodens ab, und er glaubte plötzlich, ein Klirren zu hören, als wäre Glas zerbrochen.

Das war im Moment nicht wichtig. Suko suchte die beiden anderen Männer. Er hatte die Qual der Wahl, da vom Gang aus mehrere Türen abzweigten, hinter denen Räume lagen.

Wenn nichts anderes half, mußte Suko sie einzeln und der Reihe nach untersuchen.

Damit begann er auch.

Der erste Raum besaß eine Einrichtung, die ihn wunderte. Er hatte mit einem elegant eingerichteten Zimmer gerechnet und schüttelte vor Überraschung den Kopf, als er sich in einem geräumigen Waschraum sah. Rechts von der Tür standen spindartige Schränke aus Metall, die fast die gesamte Breite des Raumes einnahmen. Sie bildeten gewissermaßen eine Trennlinie.

Auf der linken Seite befand sich die lange Reihe weißer Waschbecken. Eine schmale Tür mit einem Milchglaseinsatz führte wahrscheinlich zu den Duschen.

Sukos Herz klopfte stärker, als er sich auf den Weg machte. Er blieb für einen Moment an der Tür stehen, versuchte durch die Milchglasscheibe zu blicken und erkannte einen hohen Schatten.

Suko riß die Tür auf.

Es war ein kleiner Duschsaal. Sechs Düsen zählte Suko unter der Decke. Auf dem Fliesenboden des großen Beckens lag ein bräunlich schimmerndes Holzgestell.

Und darauf sah er auch den Mann.

Der dritte Tote stierte an die Decke. Und auch er war auf die gleiche schreckliche Weise ums Leben gekommen. Er war vollständig bekleidet, und sogar eine Maschinenpistole lag neben ihm. Nur hatte er sie nicht mehr einsetzen können, sein Killer war schneller gewesen.

Der Inspektor verzog das Gesicht, als hätte er Essig getrunken. Er mußte sich mit der Tatsache abfinden, daß hier jemand fürchterlich aufgeräumt hatte. Ein unheimlicher Mörder hatte klare Verhältnisse schaffen wollen, und das war ihm auch gelungen.

Einen Weg vorbereiten für die Dschinns! Aber wer steckte dahinter? Wer war doch so grausam, daß er jeden tötete, der ihm in die Quere kam? Vielleicht auch die Dschinns selbst?

Diese Möglichkeit zog Suko in Betracht, ging jedoch nicht davon aus. Noch ein Toter fehlte ihm, so makaber die Rechnung auch war.

Er konnte sie einfach nicht verbannen.

In der Dusche gab es keinerlei Möglichkeiten, noch eine weitere Leiche zu verstecken. Hier würde der Chinese sie nicht finden. Er drehte sich um, weil er den Raum verlassen wollte, als er einen dumpfen Laut aus dem anderen Raum vernahm.

Das mußte es sein.

Und das war es auch.

Der Inspektor hatte die Tür kaum aufgerissen, als er die Bescherung

sah. Es war der vierte Tote, und er war aus einem der spindartigen Schränke gefallen.

Von allein?

Daran wollte der Chinese nicht glauben. Da mußte jemand nachgeholfen haben, deshalb ging der Inspektor davon aus, nicht mehr allein mit der Leiche zu sein.

Lauerte der Killer?

Suko verließ seinen Platz an der Tür. Er wollte sich die Leiche aus der Nähe anschauen, und wieder mußte er feststellen, daß es der gleiche Mörder gewesen war.

Vor Suko befand sich die Wand aus Schränken. Wenn sich der Killer noch in der Nähe aufhielt, konnte er sich nur hinter den Schränken verborgen halten.

Durch die Nase atmete Suko ein. Der andere mußte ihn gehört haben. Spuren entdeckte der Chinese nicht. Er sah nur das Blut auf den hellen Fliesen.

»Wenn du da bist, komm hervor!« rief Suko und lauschte dem Echo seiner eigenen Stimme. Als »Antwort« ertönte ein krächzendes und düster klingendes Lachen.

»Wer bist du?« fragte Suko.

»Kennst du meinen Namen nicht?« Die Stimme klang ähnlich wie das Lachen vorhin.

»Nein.«

»Ich will es dir sagen. Bei meiner Geburt hat man mir den Namen Abu Ben Kolc gegeben…«

***

Die Ankunft der gefährlichen Krummschwerter war auch für mich überraschend gekommen. Deshalb konnte ich froh darüber sein, die Wand im Rücken zu haben.

Bisher hatte ich erst ein Schwert in Aktion erlebt. Das war gefährlich genug gewesen.

Nun standen gleich sechs gegen mich.

Sechs goldene, gekrümmte, mörderische Klingen, in denen die Geister der Dschinns steckten.

Daß sie töten wollten, hatte ich erlebt. Daß sie auch bei mir keine Ausnahme machen würden, war mir ebenfalls klar, und damit mußte ich zurechtkommen.

Nur schienen sie mich als Ziel noch nicht anvisiert zu haben, denn nach ihrem plötzlichen Eindringen konzentrierten sie sich auf die beiden Gegenstände, die für ihre Ankunft gesorgt hatten.

Sie schwebten über der Gemme und dem Kreuz, allerdings inrespektabler Distanz dicht unter der Decke. Auch die sich drehenden Klingen waren zur Ruhe gekommen und hatten sich eingereiht in das

Sechseck aus goldenen Waffen.
Ich ärgerte mich jetzt, daß ich mein Kreuz nicht mitgenommen hatte. Es lag nach wie vor für mich in einer nicht erreichbaren Ferne.
Hätte ich versucht, mit Sprüngen den Zwischenraum zu überbrücken, wäre ich sicherlich voll erwischt worden.
Konnten mir die Beretta und der Bumerang helfen? Es blieb einfach nur die Hoffnung darauf.
Was hatten die sechs Schwerter vor?
Eine Frage, auf die ich noch keine Antwort bekam, denn die Waffen »beobachteten« weiter.
Bis sich zwei von ihnen aus dem Sechserpulk lösten und nach unten stießen. Gegen das Kreuz!
Sie erreichten es nicht mehr, denn die Macht, die in meinem Talisman steckte, schlug zurück.
Und wie!
Plötzlich wurden die Klingen in verschiedene Richtungen davongeschleudert. Sie überschlugen sich in der Luft und fanden ihre willkürlich ausgewählten Ziele.
Das erste Schwert jagte in einen Sessel. Es hieb mit seiner scharfen Seite in die Rückenlehne und blieb dort zitternd stecken. Die andere Waffe geriet mehr in meine Richtung und schlug in das rechts neben mir stehende Regal.
Gefüllt war es mit Büchern. Die meisten dicken Werke standen so eng, daß sie ebenfalls wie eine Mauer oder Wand wirkten und dem Schwert den entsprechenden Widerstand entgegenbrachten.
Deshalb blieb es stecken.
War das alles? Besaß mein Kreuz nur die Kraft, die Schwerter durcheinanderzuwirbeln?
Daran wollte ich nicht glauben und bekam auch wenig später die Bestätigung, denn etwas geschah mit der goldenen Klinge. Ich beobachtete dabei die in meiner Nähe und hatte den Kopf ein wenig zur Seite gedreht.
Die Klinge schien von einer merkwürdigen Hitze erfaßt zu sein.
Jedenfalls begann das Metall zu schmelzen. Das Gold wurde weich und dann flüssig.
Und es fiel in dicken Tropfen zu Boden. Dabei löste sich auch die Klinge. Sie bekam das Übergewicht, prallte ebenfalls auf, und der nur mehr normal aussehende Griff blieb inmitten der goldenen Lache liegen, in der sich plötzlich etwas abzeichnete.
Zuerst hatte ich an einen Irrtum geglaubt. Ich nahm mir die Zeit, genauer hinzusehen und erkannte in der Goldlache einen runden Kopf mit dem türkisfarben schimmernden, entsprechend bösen Gesicht des unheimlichen Dschinns.
Der Geist steckte in der Klinge. Sie aber hatte das Kreuz vernichtet,

so würde der Dschinn ebenfalls seinem Ende entgegensehen.

Als dreidimensionales Wesen hatte ich ihn kennengelernt. Jetzt war er auf zwei Dimensionen zusammengeschrumpft. Auf Länge und Breite. Er schwamm in der zitternden und kleine Wellen produzierenden goldenen Flüssigkeit. Durch die Bewegungen verzerrte sich sein böses Gesicht noch mehr, es löste sich allerdings gleichzeitig auf und wurde eins mit dem allmählich erkaltenden Gold, das seine strahlende Farbe längst abgegeben hatte, grau und grauer wurde, so daß zum Schluß nur mehr eine teerartige, schwarze Masse zurückblieb.

So also waren die Dschinns zu stoppen.

Und der zweite.

Mit dieser Waffe war das gleiche geschehen. Nur lag die Lache nicht auf dem Boden, sie hatte sich auf der Sitzfläche des Sessels ausgebreitet, wo sie schon erkaltete.

Meine Chancen besserten sich. Nur mehr vier Klingen standen gegen mich. Aber die in ihnen wohnenden gefährlichen Dschinns mußten gewarnt worden sein, denn sie verhielten sich dementsprechend vorsichtig, weil sie nicht das gleiche Schicksal erleiden wollten wie die ersten beiden.

Momentan schwebte ich nicht in einer unmittelbaren Gefahr, ich war gewissermaßen der abwartende Zuschauer und lauerte auf die nächsten Aktionen der von Geistern des Dschinns beseelten Klingen.

Sie hielten sich noch zurück. Aus Schaden waren sie klug geworden und hatten sich anders aufgestellt, wobei sie in der Höhe die Gemme und mein Kreuz einkreisten.

Diese abwartende Formation gab mir Zeit, Überlegungen anzustellen. Ich wollte den Raum nicht eher verlassen, bis die Schwerter und damit auch die Dschinns erledigt waren. Daß die Waffen sich irgendwann mir zuwenden würden, lag auf der Hand. In Kreuz und Gemme sahen sie zu starke Gegner. Durch meine Beschwörungen war es den beiden gelungen, die Dschinns herbeizuholen.

Daß ich damit zahlreiche Menschen in Soho unter Umständen gerettet hatte, erfuhr ich erst später.

Zu dem Zeitpunkt konzentrierte ich mich voll und ganz auf die gefährlichen Klingen. Ich stand auf dem Sprung. Wenn sie mich angriffen, war ich jederzeit bereit, die Deckung zu verlassen.

Noch standen sie unbeweglich…

Wenn ich genauer hinsah, konnte ich in der goldenen Klinge die Umrisse der Dschinns erkennen. Zwar nur sehr schwach und langgezogen, aber sie waren als Schatten vorhanden.

Eigentlich standen sie günstig. Wenigstens zwei von ihnen. Wenn ich den Bumerang kräftig genug schleuderte, konnte ich vielleicht beide auf einmal erwischen.

Ob ich sie auch zerstörte, war die Frage. Jedenfalls mußte ich es versuchen. In diesem magischen Spiel gefiel mir eine Statistenrolle überhaupt nicht.

Ich zog den Bumerang hervor. Den Griff beherrschte ich blind, so konnte ich die Schwerter im Auge behalten.

Nach wie vor rührten sie sich nicht. Das Henkelkreuz gab noch immer seinen roten Schein ab. Anscheinend war er schwächer geworden, denn die Lichtglocke darüber kam mir doch sehr dünn vor.

War die Kraft des Kreuzes erschöpft? Es hatte auch Kraft gekostet, die Dschinns zu beschwören. Jetzt schien das Kreuz überfordert zu sein.

Für einen Moment spielte ich mit dem Gedanken, was wohl geschehen würde, wenn ich mein eigenes Kreuz aktivierte. Ich wollte die Formel zunächst nicht aussprechen. Statt dessen löste ich mich aus meiner Deckung und ging einen zögernden Schritt nach vorn, da ich ein wenig Platz benötigte, um auszuholen.

Einen Bumerang aus dem Handgelenk zu schleudern, sah vielleicht gut aus, brachte aber nichts.

Und zu langes Zögern auch nichts.

Deshalb schleuderte ich ihn.

Den Wurf hatte ich ein wenig schräg angesetzt. Die silberne Banane sollte wie ein Propeller von der Seite kommen und beide Schwerter erwischen. Die anderen zwei Klingen waren zu weit entfernt.

Ich schaute ihm nach und sah die Treffer.

Die erste Klinge wurde erwischt, die zweite ebenfalls. Ob die Kraft des Bumerangs beide in Stücke hieb, war für mich nicht zu erkennen, weil alles zu schnell ging. Jedenfalls hatte ich noch die Aufprallgeräusche vernommen, sah die blitzenden Reflexe der beiden Klingen, als sie für einen Moment einen wirren Tanz aufführten.

Dumpf schlugen sie auf.

Nicht allein zwei Teile, sondern vier. Der Bumerang hatte sie tatsächlich zerteilt.

Ich ließ meinen Blick noch bei den Schwertern, denn ich wollte zuschauen, ob mit ihnen das gleiche geschah wie mit den beiden anderen.

In der Tat wurde das Metall weich, dann zähflüssig. Es hatte sichschließlich zu einer Lache ausgebreitet, die den Teppich bedeckte und allmählich dunkel wurde. Beide Klingen waren so dicht nebeneinander zu Boden gefallen, daß die Lachen ineinanderliefen und einen kleinen See bildeten.

Ich besaß also eine Waffe gegen die Klingen und die Macht der gefährlichen Dschinns.

Nein, ich mußte mich korrigieren. Ich hatte eine Waffe besessen, denn die anderen beiden Schwerter würden es wohl kaum zulassen, daß ich loslief und den Bumerang an mich nahm.

Wie kam ich hier günstig weg?
Gedanken darüber brauchte ich mir nicht mehr zu machen, denn die letzten beiden Klingen hatten sich gedreht und griffen blitzschnell an…

***

Abu Ben Kolc hatte mit Suko gesprochen. Der Anführer dieser teuflischen Dschinnhorde war demnach längst eingetroffen und hatte seine blutige Spur gezogen.
Suko atmete tief ein. Sein Verdacht war richtig gewesen, und er wußte auch, daß sich ein Kampf nicht mehr vermeiden ließ. Abu Ben Kolc würde ihn nicht mehr entkommen lassen. Er hatte sich entschlossen, den Tod zu verbreiten.
»Hast du gehört, wer ich bin?« Trotz der Wand- und Bodenkacheln klang die Stimme nicht hallend, eher dumpf, und der andere erwartete von Suko eine Antwort.
Die bekam er auch. Allerdings erst, nachdem sich Suko einige Schritte von der Spindreihe entfernt hatte und nach links ging, weil er das Ende der Reihe erreichen wollte.
Er überlegte, welche Waffe er nehmen sollte. Für die Beretta entschied er sich nicht.
Am sichersten schien ihm die Dämonenpeitsche zu sein. Zudem besaß er noch den Stab.
Obwohl Suko sich fast lautlos bewegt hatte, war er gehört worden. »Wo willst du hin?« fragte sein Feind.
»Keine Sorge, ich bleibe bei dir. Wir werden es hier austragen.«
Suko hatte während der Antwort die Peitsche gezogen und über den Boden einmal einen Kreis geschlagen.
Aus der Öffnung rutschten die drei Riemen aus Dämonenhaut.
Jetzt war Suko kampfbereit.
Aber der andere zeigte sich nicht. Suko hörte ihn nur und vernahm auch ein kratzendes Geräusch. Sein Kopf zuckte nach rechts.
Er sah, daß, ziemlich genau in der Mitte der Reihe, ein Spind zu wanken anfing und dann nach vorn kippte.
Suko hielt ihn nicht auf.
Mit einem mörderisch klingenden Krach schlug der Schrank zu Boden, ein nächster folgte, dann auch ein dritter.
Jetzt war eine Lücke entstanden.
Suko schaute hindurch, und er sah zum erstenmal seinen richtigen Gegner. Er war enttäuscht. Nicht wegen des Aussehens, das paßte irgendwie, er hätte nur einen anderen vermutet. Nicht diese Gestalt in der langen dunkelgrauen Kutte. Ihr Gesicht war flach, und die Augen farblos, unscheinbar. Die lange geschwungene Schwertklinge, die der Mörder trug, fiel dagegen schon mehr auf.

Es war der Killer. Von der Klinge tropfte noch Blut, das wie rote Perlen auf den hellen Fliesen lag.

Da ihn der andere angesprochen hatte, wollte Suko die Unterhaltung fortführen.

»Weshalb bist du nicht bei den anderen?« fragte er.

»Das brauche ich nicht.«

»Du weißt, daß ich nicht allein bin. Daß mein Freund versuchen wird, deine Diener zu beschwören.«

»Ja, das ist mir bekannt.«

»Und du hast nichts dagegen unternommen?«

»Weshalb? Ich bin Abu Ben Kolc, und ich halte mich für unbesiegbar. Es ist mir gelungen, die Schwierigkeiten aus dem Weg zu räumen. Ich habe dafür gesorgt, daß Chamal Gossarah in dieses Land hier gebracht wurde. In meine Nähe, in die Nähe meiner Freunde. Nur so haben wir ihn vernichten können, und wir werden auch den zerstören, der das Kreuz besitzt, daß Chamal haben wollte.«

»Das kann ich alles verstehen«, sagte Suko. »Aber die vier Toten hätten nicht zu sein brauchen.«

»Doch.«

»Ich kann mir kaum einen Grund vorstellen.«

»Es gibt einen«, widersprach Abu Ben Kolc. »Ich kann keine Zeugen gebrauchen. Sie haben zuviel gewußt und mußten sterben.«

»Über wen gewußt?«

»Über mich«, erklärte die Gestalt.

Suko lachte. »Das verstehe ich nicht. Wieso haben die zuviel gewußt? Was konnte dir gefährlich werden?«

»Alles, denn meine Tarnung will ich nicht aufgeben. Sie aber hatten es herausgefunden, deshalb mußte ich kurzen Prozeß machen. Meine Klinge war schneller als ihre Kugeln. Nun, Chinese, ist dir jetzt einiges klargeworden?«

Sukos Gehirnzellen strengten sich an, um eine Verbindung herzustellen. Er hatte eigentlich zwischen den Sätzen hören müssen, da war ihm schon etwas verraten worden.

Hinzu zählte er seinen Verdacht, der ihm schon während seines Zusammenseins mit John Sinclair gekommen war.

Er sprach ihn halb aus. »Du bist… also, du bist …«

»Ja, Chinese, richtig geraten oder kombiniert. Ich bin der, den du meinst. Ich bin zwei in einer Person. Einmal stehe ich dir als Abu Ben Kolc gegenüber, zum anderen aber habe ich noch einen weiteren Namen…«

»Al-Acham!« stieß Suko voller Abscheu hervor.

»Genau der bin ich!«

Suko hatte damit gerechnet. Doch jetzt, wo es ihm bestätigt worden war, spürte er dennoch einen Stich, der sich von seiner Brust aus bis in

den Magen hineinzog.
Zwei in einer Person.
Eine Widergeburt gewissermaßen.
Das war des Rätsels Lösung. Wahrscheinlich hatte der Anführer der Dschinns körperlich nicht überlebt. Nur als Geist, und der wiederum hatte so lange gesucht, bis es ihm gelungen war, einen Gastkörper zu finden.
Eben Al-Acham.
Der weidete sich an Sukos Überraschung. »Jetzt bist du schlauer, wie?« höhnte er.
»Kaum«, erwiderte der Inspektor. »Ich hatte dich schon längst in Verdacht gehabt, aber mir ist etwas anderes aufgefallen. Wenn du tatsächlich Abu Ben Kolc bist und gleichzeitig auch ein Mensch namens Al-Acham, aus welchem Grunde hast du dir dann John Sinclair und mich auf so spektakuläre Art und Weise ins Haus geholt?«
»Weil ich alle besiegen wollte.«
»Wir hatten mit dir nichts zu tun. Wir wußten nicht einmal, daß es dich gab.«
»Das habe ich gewußt. Aber ihr hattet das Kreuz. Vielmehr dein Freund und Partner. Darauf kam es mir an. Ich wollte es ebenfalls zerstört sehen…«
Suko lachte. »Wie hätte dir das je gelingen können?« fragte er.
»Selbst der Scheitan hat es nicht geschafft, es zu vernichten.«
»Aber unsere Magie. Nicht umsonst habe ich ihm das Buch gegeben. Die Formeln sind gut, für Menschen auch gefährlich, wenn man sie ausspricht, denn sie locken das Böse an. Auch die Gemme steht gegen das Kreuz. Beides zusammen hätte es sicherlich schaffen können.«
»Das glaube ich nicht.«
»Leider bleibt dir nicht die Chance, nachzusehen«, erklärte Al-Acham voller Zynismus. »Ich werde dich hier umbringen und zuschauen, wie sich dein Blut auf den Fliesen verteilt und sich mit dem der anderen vermischt.«
Suko streckte seinen linken Arm aus. »John Sinclairs Kreuz wird überleben. Ein weiser Mann hat es geschaffen. Du kennst den Namen Hesekiel. Er hatte weit in die Zukunft schauen können und sehr viel gesehen. Aus diesem Grunde hat er sein Wissen auf dem Kreuz verewigt. Das Allsehende Auge, das Henkelkreuz, es stammt aus dem alten Ägypten, und es wird seine Kraft auch gegen dich und die Dschinns einsetzen. Das kann ich dir versprechen.«
»Nichts wirst du mehr versprechen!« erwiderte der Ägypter. »Ich töte dich hier.«
»Dann fang an!«
Das ließ sich Al-Acham nicht zweimal sagen. Und er zeigte dem Inspektor wie hervorragend er seine Klinge beherrschte, denn er ließ

sie so schnell um die Hand wirbeln, daß sie einen goldenen, flirrenden Kreis schlug und wie ein blitzender Propeller aussah.

Die Klinge schlug noch einen blitzenden Kreis, als sich Al-Acham bereits in Bewegung setzte und mit einigen gewaltigen Sprüngen auf die Lücke in der Spindreihe zusprintete…

***

In der Gruft hatte ich ein Schwert nur mit Glück und unter großen Mühen abwehren können. Hier standen gleich zwei Klingen gegen mich, und die konnten mich auch in die Zange nehmen.

Ich wechselte gedankenschnell meinen Standort. Duckte mich dabei und kam auch gut unter einer Klinge weg. Leider versperrte mir die zweite den Weg, so daß weder das Kreuz noch die Beretta fassen konnte und einen Haken schlagen mußte.

Ich fiel gegen den Sessel mit der Lache auf der Sitzfläche, hätte ihn fast noch umgekippt, doch an der Lehne konnte ich mich im letzten Augenblick abstützen.

Das Pfeifen vernahm ich, und es war Warnung genug für mich.

Mein flacher Sprung brachte mich vom Sessel weg, so daß ich in Richtung eines der Sitzkissen flog.

Darüber wurde ich hinwegkatapultiert, eine mißglückte Rolle führte die Bewegung fort, aber es gelang mir im Herumdrehen, das Sitzkissen zu packen und es als Deckung vor meinen Körper zu halten.

Das Schwert raste hinein.

Der Stoß und der Aufprall waren so wuchtig, daß mir das Kissen fast aus den Händen gerissen wurde. Ich schleuderte es trotzdem fort und rollte mich herum.

Die Klinge steckte noch fest, aber die zweite hatte freie Bahn.

Schräg raste sie auf mich zu.

Jetzt mußte ich weg!

Und ich war schnell, rollte mich verzweifelt zur Seite, machte mich dabei noch so klein wie möglich und sah die Schwertklinge als einen breiten Schatten heranhuschen.

Sie glitt so dicht an meinem Gesicht vorbei, daß ich noch den Luftzug mitbekam.

Dann hackte sie in den Teppich.

Plötzlich ritt mich der Teufel. Weshalb nicht denselben mit dem Beelzebub austreiben? Mit einem Griff bekam ich die Klinge zu fassen, nahm auch noch die andere Hand als Hilfe und lag dabei noch immer auf dem Rücken, als das erste Krummschwert pfeilartig aus dem Sitzkissen geschleudert wurde, sich drehte und in meine Richtung glitt.

Ich riß meine Waffe hoch.

Die Klingen prallten gegeneinander. Ein glockenhelles Geräusch

erklang, und ich schlug im Liegen.

In den ersten Sekunden konnte ich die Attacken abwehren und mir sogar Luft verschaffen. Es war nicht gut, wenn ich liegenblieb.

Ich drehte mich und kam mit einem geschmeidigen Federsprung wieder auf die Füße.

Einen Augenblick lang hatte ich Zeit. Auf die flache Seite der Klinge schaute ich und sah auch die Gestalt innerhalb des goldenen Metalls. Einen Schatten nur, einen Streifen, der menschliche Formen auswies, eben der türkisfarbene Dschinn mit dem bösen Gesicht, das jetzt einen noch furchterregenderen Ausdruck zeigte, als wir uns auf diese kurze Entfernung hin anstarrten.

Was konnte er tun?

Verdammt viel, denn das Schwert wurde durch seine Kraft geleitet, und es stellte sich plötzlich gegen mich. Ohne Vorwarnung bekam ich den Druck mit, der die goldene Klinge gegen mein Gesicht schlagen wollte. Mit aller Kraft stemmte ich mich dagegen an, schob meine Arme vor, die zwei gerade Linien bildeten und dennoch gegen die andere Kraft nicht ankamen, weil sie plötzlich anfingen zu zittern.

Es würde mir nicht mehr gelingen, die Waffe auf eine längere Zeit hin zu halten. Irgendwann in kürzester Zeit mußte mein Widerstand einfach zusammenbrechen.

Nur eine Lösung gab es.

Weg mit der Waffe!

Ich holte aus und schleuderte sie fort. Sie behielt zuerst die Richtung bei, aber die Waffe kehrte sehr schnell um, damit sie mich wieder angreifen konnte.

Wie auch das zweite Schwert.

Und das drehte sich.

Direkt unter der Decke befand sich der gefährliche, wirbelnde, goldene Propeller, der plötzlich startete und kreisend auf mich zuraste, um mir den Kopf von den Schultern zu schlagen.

Mein Hechtsprung brachte mich aus dem unmittelbaren Gefahrenbereich. Über einen kleinen Tisch fiel ich, riß ihn hoch und hielt ihn der zweiten, nicht kreisenden Waffe entgegen.

Das Schwert hackte in das Holz, spaltete zwei der vier Beine ab, dann mußte ich wieder zurück, denn die Propeller-Waffe war mir verflucht nahe gekommen.

Ich fragte mich, wie lange ich so etwas aushalten konnte. Irgendwann würde ich erschöpft zusammenbrechen, denn als Mensch besaß man eben nur eine begrenzte Kondition.

Ich mußte an den Tisch mit meinem Kreuz.

Wieder drehte ich mich in die Knie, und abermals verfehlte mich die Waffe nur haarscharf.

Jetzt wagte ich den Sprung.

Es war ein gewaltiger, pantherhafter Satz, der mich direkt an das Ziel brachte. Sogar noch weiter, denn ich fiel über den Tisch, riß ihn um, begrub die Gemme nebst Buch unter mir, aber das Kreuz bekam ich zu fassen.

Ich hielt es fest, rollte mich herum, spürte den Druck der Tischkante im Magen, aber darum kümmerte ich mich nicht. Der Angriff der beiden Höllenschwerter mußte gestoppt werden!

Hoch hielt ich das Kreuz.

Und der rote Bannstrahl traf voll!

Es wäre auch keine Zeit mehr geblieben, die Formel auszusprechen. So verdankte ich indirekt dem alten Propheten Hesekiel und dessen Weitsicht mein Leben, denn er hatte dafür Sorge getragen, daß das Henkelkreuz seinen Platz bekommen hatte.

Es flammte im Zeichen der Weißen Magie!

Zwei Schwerter wurden von der grellen Lichtfülle getroffen. Die Wirkung der von mir ausgesprochenen Formel war noch immer vorhanden. Die Gemme hatte ich zwar opfern müssen, das Kreuz aber tat seine Pflicht.

Sogar noch mehr.

Es degradierte die gefährlichen Krummschwerter zu torkelnden Spielzeugen, die ihre Richtung nicht mehr beibehalten konnten, zu Boden fielen und liegenblieben.

Sie waren so gefallen, daß sich ihre Griffe fast berührten. Mehr geschah zunächst nicht. Ich konnte mich erheben, trat an die wirkungslos gewordenen Waffen heran und sah bei ihnen den gleichen Vorgang wie auch schon vorhin.

Sie schafften es einfach nicht mehr. Die Dschinns waren zu schwach. Das Metall spürte den Geist dieser Wesen nicht mehr. Es blieb auch nicht hart, wurde sehr weich und löste sich auf. Dabei verschwammen auch die türkisfarbenen Dschinnfratzen, und auch das helle Metall nahm die andere Farbe an.

Grau und dunkel.

Ein Zeichen der Finsternis, ein Beweis für den Tod. Schon seit altersher.

Ich ging zu meinem Bumerang und nahm ihn an mich.

Das war geschafft.

Sechs Schwerter gab es nicht mehr, aber war die Gefahr tatsächlich gebannt?

Ich mußte daran denken, daß Al-Acham von einem gewissen Abu Ben Kolc gesprochen hatte.

Er war der Anführer dieser Dschinnhorde gewesen. Bisher hatte ich ihn nicht zu Gesicht bekommen. Sollten die Wesen vielleicht ohne ihn zurückgekehrt sein?

Das konnte ich mir nicht vorstellen.

Und plötzlich mußte ich an Suko denken. Mir fiel dann ein, daß er sich auf den Weg gemacht hatte, und ich bemerkte auch, wie ruhig es war.

Mein Kampf gegen die Schwerter hatte einen gewissen Lärm verursacht, dennoch war niemand gekommen, um nachzuschauen.

Dabei befanden sich Menschen im Haus. Zumindest die, die mich entführt hatten.

Allmählich bekam ich ein beklemmendes Gefühl. Ich spürte Trockenheit in meiner Kehle. Auf der Stirn lag ein schwacher Schweißfilm. Mit unsicheren Schritten lief ich zur Tür. Über die Lachen stieg ich hinweg, stolperte fast gegen ein Sitzkissen und öffnete.

Vor mir lag ein leerer und stiller Gang!

Scharf atmete ich aus. Ich sah die Türen und wußte instinktiv, auch ohne sie geöffnet zu haben, daß sich niemand in den Räumen dahinter befand.

Eine tödliche Stille hatte mich umgeben.

Wo steckte Suko?

Ich sah ihn nicht, deshalb rief ich nach ihm. Meine Stimme kam mir irgendwie verloren vor in diesem breiten Gang, in den ich jetzt hineinschritt.

Ich hatte mich retten können, aber was war mit meinem Freund Suko geschehen?

***

Der stand einer Ausgeburt der Hölle gegenüber, die ihm noch einige Sekunden Zeit ließ, sich einen Trick einfallen zu lassen, wie Al-Acham gestoppt werden konnte.

Er war ein Meister im Umgang mit dem Mordschwert. Und er fühlte sich verdammt sicher.

Suko schaute auf seine Peitsche. Die goldene Krummklinge war so schnell, daß sie, wenn Suko die Dämonenpeitsche einsetzte, die Riemen kappte, ohne daß der Inspektor etwas dagegen unternehmen konnte.

Doch die Beretta.

Wenigstens mußte er es versuchen. Er zog die Waffe und behielt sie in der linken Hand. Suko war zwar Rechtshänder, auf die Entfernung traf er aber auch mit links.

Er hatte die Mündung kaum hoch, als der andere stehenblieb.

Und auch die Bewegungen seiner Waffe wurden gestoppt. Schräg stach sie Suko entgegen, der in diesem Augenblick feuerte.

Er hatte auf die Körpermitte der unheimlichen Gestalt gehalten und auch getroffen, aber den anderen nicht tödlich erwischt.

Dafür lachte er.

»Das ist ein Irrtum. Ich wußte von deinen geweihten Kugeln. Nein, Chinese, so nicht…« Und er ging weiter.

Suko zog sich zurück. Wenn alles nichts half, mußte er zu einem Trick greifen.

Plötzlich warf er die Peitsche weg.

Das geschah selbst für Al-Acham überraschend. Er stoppte seinen Schritt und schaute der Peitsche nach, die den gefliesten Boden berührt hatte und weiterrutschte.

Abu Ben Kolc mußte gewußt haben, daß es eine Waffe gewesen war! Weshalb warf sie sein Gegner sonst weg?

Um Zeit zu bekommen, denn Suko brauchte einen Moment nur, um seinen Stab hervorzuholen.

Das tat er mit einer gekonnten Bewegung, die er unzählige Male geübt hatte.

Auch Al-Acham wußte, daß es für ihn gefährlich werden konnte.

Vielleicht hatte er zu lange gezögert, das wollte er jetzt nachholen und die Waffe aus dem Gelenk schleudern.

Da traf ihn der Ruf. *»Topar!«*

Laut hatte Suko das alles entscheidende Wort geschrien. Die Reaktion setzte schlagartig ein. Noch in der Bewegung wurde Al-Acham gestoppt. Die Klinge verließ seine Hand nicht mehr, sie blieb schräg darin hängen und zitterte nicht einmal.

So steif war sie plötzlich geworden. Ebenso steif wie der gesamte Körper des Unheimlichen.

Fünf Sekunden würde diese Starre anhalten.

Die Zeit reichte dem Chinesen. Zum Glück hatte er es nur mit einem Gegner zu tun. Die Entfernung zu ihm betrug nicht mehr als zwei kurze Sprünge. Suko war da und drehte das Gelenk des anderen herum, so daß er die langen Finger mit der grauen, dünnen Haut zur Seite biegen und das Schwert an sich nehmen konnte.

Damit sprang er zurück, hatte noch eine Sekunde Zeit und sah, wie sich Al-Acham bewegte. Vielmehr sein rechter Arm, der die unterbrochene Bewegung weiterführen wollte.

»Da ist nichts mehr«, sagte Suko, der schräg hinter dieser mörderischen Gestalt stand, den Griff der Klinge mit beiden Händen umfaßt hielt und die Arme hoch über seihen Kopf gehoben hatte.

Abu Ben Kolc mußte einfach Bescheid wissen, was Suko mit ihm vorhatte.

Der uralte gefährliche Wüstendämon hob seine Arme zur Abwehr und ließ ein röchelnd klingendes Geräusch hören.

Da schlug Suko zu.

Er vernahm das Pfeifen, hatte auf einmal das Gefühl, alles wie in einer Zeitlupenaufnahme zu erleben, kam durch und tat das, was er tun mußte.

Er spaltete den Schädel des Unheimlichen.

Das Schwert besaß tatsächlich eine mörderische Kraft. Fast wäre es noch durch den gesamten Körper gedrungen, so blieb es in der Brust stecken, und Suko ließ den Griff los, bevor er zurücktrat.

Al-Acham, alias Abu Ben Kolc, fiel steif wie ein altes Brett zu Boden. Als er aufschlug, veränderte sich sein Gesicht. Die graue Haut verschwand, als wäre sie von irgendwelchen Händen weggezogen worden. Zum Vorschein kam ein menschliches Gesicht.

Das des Verräters Al-Acham.

»Ich hatte doch recht!« flüsterte Suko. »Verdammt, ich hatte mit meiner Ahnung doch recht.« Er schüttelte den Kopf. »Du hast hoch gespielt, Al-Acham, aber verloren.«

Das allein zählte.

Mit einem starren Ausdruck im Gesicht schritt Suko auf die Tür zu und wollte sie aufziehen, als sie von der anderen Seite nach innen gedruckt wurde.

Jemand schaute den Inspektor an.

Es war sein Freund John!

***

»Du?« sagte ich fragend, und Suko antwortete mir ebenfalls mit dem gleichen Wort.

»Dann wäre ja alles klar«, lächelte ich.

»Bei mir ebenfalls.« Er ging einen Schritt nach rechts, so daß ich freies Blickfeld auf den Umkleideraum bekam.

Ich sah die umgekippten Schränke, den toten Ägypter und auch den vernichteten Anführer der Dschinns. Er wandte mir den Rücken zu und bot einen schlimmen Anblick, dennoch glaubte ich, ihn zu erkennen.

»Ist das…?«

»Ja, mein Lieber. Das ist dein alter Freund und Kidnapper Al-Acham. Er und Abu Ben Kolc waren ein und dieselbe Person.« Suko hob die Schultern. »Wie das Leben mal so spielt.«

Ich war perplex. »Weshalb hat er uns dann geholt?«

»Er wollte alles auf einmal, aber das ist ihm zum Glück nicht gelungen. Wir haben es verhindern können.«

»Zum Glück«, erwiderte ich leise. »Ich sehe da einen meiner Entführer liegen. Gibt es noch mehr Tote?«

Suko nannte mir die Anzahl.

»Nein!« Ich wurde bleich.

»Leider John. Wir haben es beide nicht verhindern können. Al-Acham ist zu einer Bestie geworden. Wenn es mir nicht gelungen wäre, ihn zu stoppen«, Suko winkte ab. »Ich wage über die Folgen nicht nachzudenken, die sowieso schon schlimm genug sind. Wie ist es dir

ergangen?«

»Komm mit.«

Ich zeigte Suko die schwarzen Lachen. Kopfschüttelnd schaute er sie sich an. »Meine Güte, das waren sechs Schwerter…«

»Ich hatte Glück.«

»Auch«, sagte er und klopfte mir auf die Schulter. Anschließend schaute er zu, wie ich einen flachen Stein auf meine Handfläche legte, der als Motiv eine Schlange zeigte, die sich selbst in den Schwanz biß.

»Hier!«

Suko kam näher. »Verkohlt!« flüsterte er.

Ich nickte und ballte die Hand zur Faust. Dabei kam ich mir vor, wie der chinesische Leibwächter von Goldfinger, der einen Golfball zerdrückt hatte.

Ich zerquetschte dafür einen Stein. Da war kein Trick dabei, man konnte es nur mehr als eine simple Sache bezeichnen, denn dieser Stein besaß keine Härte mehr. Er war porös und rieselte mir wie Sand durch die Finger.

Mein Freund und ich verfolgten seinen Weg. Suko meinte schließlich. »Die Gemme bist du auch los.«

»Es war nicht anders zu machen.«

»Reut es dich?«

»Nein.«

Sukos Blick wurde lauernd. »Ganz ehrlich, John.«

»Wirklich nicht. Wenn ich daran denke, daß ich mitgeholfen habe, durch die Beschwörung Menschenleben zu retten, ist es wirklich nicht weiter schlimm. Wer weiß, vielleicht bekomme ich den Stein irgendwann einmal ersetzt. Außerdem hat der Eiserne Engel auch eine Niederlage erlitten. Das tröstet mich ein wenig.«

Mit diesen Worten wandten wir uns ab und verließen das Zimmer. Als wir ins Freie traten, schneite es.

Alles sah traurig aus, überhaupt nicht nach Frühling, der inzwischen einen Tag alt war.

Und doch ließ er sich nicht aufhalten, denn Hoffnung gibt es immer wieder.

Auch für uns…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 370 »Alptraum-Comic«